This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
2525
Z5
K57

KELEY
RARY
ERSITY OF
IFORNIA

Adalbert Stifter

Adalbert Stifter.

Eine Studie

von

Wilhelm Koſch.

Mit einem Porträt Stifters nach dem Aquarell von M. M. Daffinger und einem Fakſimile.

Leipzig,
C. F. Amelangs Verlag.
1905.

PT2525
Z5K57

August Sauer

zum fünfzigsten Geburtstag.

(12. Oktober 1905.)

M872753

Jedes Leben iſt ein neues, ein entzückendes Wunderwerk, das nie war und nie mehr ſein wird.
Stifter.

Selten iſt ein Leben nach außen ſo ruhig und beſcheiden, innerlich aber ſo ſtürmiſch und bedrängt verlaufen wie dasjenige Adalbert Stifters. Aus kleinen, unſcheinbaren, weltfernen Verhältniſſen emporgewachſen, ſucht er das Große im Kleinen, das Erhabene im Einfachen, den Frieden in ſeiner Einſamkeit. „Das Erſte iſt ja doch immer", ſagte er einmal, „daß der Menſch in der vollſten Bedeutung Menſch ſei." Stifter war bis ins tiefſte ſeines Weſens eine Perſönlichkeit. Ein geiſtiger Feinſchmecker — verzehrte er ſich ſelbſt. Und als am Ende ſeines Lebens die heimliche Glut ſeiner loderndſten Leidenſchaft erloſchen war, als ſein ehernes Pflichtbewußtſein den Stürmer und Dränger in ihm längſt gebändigt hatte, als mit den Blüten ſeiner Jugend auch die Kränze ſeines Ruhmes verblichen waren, da ging er dahin. Ein müdes Werk war ſeine letzte Tat.

Stifter wurde am 23. Oktober 1805 zu Oberplan im Böhmerwald geboren. Sein Vater war Leinweber, ſpäter Flachshändler, ein ungemein leſebedürftiger

Mann; seine Mutter eine stille, sanfte Frau, „ein unergründlicher See von Liebe“. Sie besaß keine ausnahmsweise Bildung, aber ihr Herz war von einer sittlichen Tiefe, von einer Großmut und Leutseligkeit, sowie ihr Verstand von einer Klarheit, wie man es in den sogenannten besten Kreisen selten antrifft. Stifters Geburtshaus steht noch heute, fast ohne eine Änderung erfahren zu haben. Auf dem uralten Stein neben der Eingangstür träumte er die ersten Bilder seiner Phantasie. Hier saß er gern im ersten Frühling und betrachtete das große Schauspiel der Natur. Hier zunächst offenbarte sich seinem Blick die reiche, unendliche Schönheit seiner Umgebung, der Heimat, der Landschaft.

Bedeutenden Einfluß auf Stifters Kindheit gewann seine Großmutter, die Frau Ursula Kary aus dem benachbarten Glöckelberg. Sie berichtete ihm Lieder, Erzählungen, Verwandtschaftssagen und belebte seinen jugendlichen Gesichtskreis mit einer Fülle neuer Erscheinungen. Eine lebendige Chronik und Dichtung — ersetzte sie ihm vielfach Schule und Spiel.

Die heimatliche Pfarrkirche, die feierlich geheimnisvollen Zeremonien des katholischen Kultus ließen in Stifters Seele die ersten romantischen Stimmungen wach werden. Sehr bald entwickelte sich in ihm eine heiße Liebe für das Wundervolle und Hohe, eine Schwärmerei des Gefühls, eine Überschwenglichkeit der Sprache. Sein erster Lehrer, Josef Jenne in Oberplan, war ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Mann; er unterrichtete ihn auch in der Musik und förderte seine Lesefreude, soweit er vermochte. Stifters erste

Jugendlektüre war freilich gemiſchter Art. Naturgeſchichtliche Werke, Lafontaine und den damals noch immer unvermeidlichen Spieß las er eifrig. Ein Gewitter, deſſen Nachwirkung ſo groß war, daß er es beſchrieb, machte ihn zum Schriftſteller. Ein wilder, toller Knabe — betrieb er ſchonungslos den Meiſenfang. Der leidenſchaftliche Hang zur Natur, der ſpäter durch Coopers Reiſebeſchreibungen nur noch mehr beſtärkt werden ſollte, ließ ihn daheim keine Ruhe finden, bis er durch ein unerwartetes Ereignis eine plötzliche Umkehr in ſeinem Innern erfuhr. Als er zwölf Jahre alt war, ſtarb ſein Vater. Das Unglück im Hauſe war beſonders ſchwer. Die Mutter mit ihren fünf Kindern wußte keinen Rat. Da griff der Großvater mütterlicherſeits ſorgend und helfend ein. Eine ſeiner erſten Taten war, Adalbert aufs Gymnaſium zu ſchicken. Und im Herbſt 1818 traf dieſer im Stift Kremsmünſter in Oberöſterreich ein. Wohlwollende, wahrhaft liberal denkende Lehrer aus dem Benediktinerorden walteten hier ihres Amtes. P. Plazidus Hall, gleichfalls ein Böhmerwäldler, war ſo glücklich, Stifters Fähigkeiten erkannt und ihn ins Gymnaſium aufgenommen zu haben. Die Leiſtungen des Knaben waren bald noch beſſer, als man erwartete, und am Ende des erſten Schuljahres konnte er als Primus ſeiner Klaſſe in die Ferien gehen.

Ein ausgezeichneter Schüler blieb Stifter auch in der Folgezeit. Den Unterricht in der deutſchen Sprache und Literatur erteilte ihm damals P. Ignaz Reiſchl, der Schillers Meiſterdramen, Goethes „Hermann und

Dorothea" und „Iphigenie" mit ihm las. Ein ausgezeichneter Pädagoge — wußte Reiſchl in Stifters Eigenart den beſten Keim zu finden und zu fördern. Er erkannte frühzeitig des Jünglings dichteriſche Begabung und kargte mit ſeiner Anerkennung nie.

Mächtig regte den Aufſtrebenden die Majeſtät der Alpen an, die er von Kremsmünſter aus kennen lernte. Viele heimliche Gedichte verfaßte er damals, wenn er abends „allein auf irgend einer Höhe unter Obſtbäumen ſaß und der unendliche zarte Roſenſchimmer über die Berge floß". Im Oſten grüßte der Ötſcher, über den hohen Priel der Traunſtein, im Sonnenuntergang das Höllengebirge, vom Norden aber „das verblaſſende blaue Band des Böhmerwalds".

Alles in Stifters Verhältniſſen und Umgebung trug dazu bei, ſeinen hohen Schönheitsſinn zu entwickeln. Die Gemäldeſammlung des Stifts erſetzte ihm, was er etwa in der Natur nicht unmittelbar fand. Der Zeichenlehrer des Gymnaſiums ſchenkte ihm ſeine beſondere Vorliebe, und ſo wetteiferten Poeſie und bildende Kunſt in gleicher Weiſe, den jungen Genius in ihren Bann zu ziehen.

1826 verließ Stifter das Gymnaſium Kremsmünſter, um die Univerſität zu beziehen. Mit Anton Mugerauer und Franz Schiffer, dieſen beiden Jugendfreunden, die ihm bis zum Tod treu blieben, fuhr er auf einem Floß nach der Kaiſerſtadt, in die große Welt. Akademiſche Verbindungen gab es an der Wiener Univerſität noch nicht. Aber echt ſtudentiſch war das Leben Stifters und ſeiner Genoſſen trotzdem. In einem alten, halbverfallenen Fürſtenpalais auf

der Landstraße mieteten die drei eine geräumige Stube und richteten sich so gut wie möglich darin ein. Die Kremsmünster Konviktsordnung verleugneten sie nicht ganz, sonst freilich gewährten sich alle fröhlichste Freiheit. In Stifters köstlicher Jugenderinnerung „Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten" ist dies tolle Treiben getreulich geschildert. Sie, die „ohne Moos bei Scherz und Wein den Herr'n der Erde glichen", genossen den kurzen Jugendrausch in vollen Zügen. Dabei bewahrten sie den Wissenschaften und Künsten ihren besten Herzensteil. Die Vorlesungen wurden eifrig besucht. Stifter hatte sich des Rechts beflissen, um dereinst die Beamtenlaufbahn einzuschlagen, hörte jedoch daneben Mathematik, Physik und Astronomie, seine alten Lieblingsfächer, denen er — ein seltenes Beispiel in der Literaturgeschichte — auch dann treu blieb, nachdem sein Dichterberuf längst entschieden war. Eifrig besuchte er das Theater, in dem vor allem Shakespeare ihn gewaltig anzog; Konzerte und Kunstgenüsse aller Art gaben ihm reichliche Nahrung. Die Mittel zu seiner Existenz bestritt er aus den kärglichen Einkünften der Privatstunden, die er in vornehmen Häusern gab. Sein angenehmes Äußere, verbunden mit seinem sichern, pädagogischen Talent erwarb ihm immer mehr Beziehungen. Fast stets ohne Mittel, befand er sich doch nie in eigentlicher Not.

Die Ferien verbrachte Stifter damals noch in der alten Heimat. Hier, inmitten des Kreises seiner Verwandten und Bekannten, ergriff ihn sein erstes großes Herzenserlebnis, die Liebe zu Fanni Greipl, der schönen

Tochter eines reichen Handlungshauſes zu Friedberg im Böhmerwald. Drei Jahre jünger als Stifter, heiter und geſellig, voll Geiſt und Gemüt, war ſie völlig geeignet, ihm dereinſt eine würdige Gattin zu ſein. Lange verkehrten ſie miteinander. Lange ſchwankte die Gunſt des Schickſals über ihrer Verbindung. Aus den damaligen Briefen des Dichters atmet die ſtille Glut leidenſchaftlicher Hoffnung, tiefſter, innigſter Treue. Aber ſein heißes Streben erfüllte ſich nie. Die Eltern des Mädchens verweigerten ihm, dem ewigen Schulamtskandidaten, zu dem ſich Stifter allmählich entwickelt hatte, was ſie einem andern leichthin gewährten. Fanni ſtarb einige Jahre ſpäter eines frühen Todes. Der Geliebte aber ſchloß nach kurzer Bekanntſchaft mit Amalia Mohaupt, der Tochter eines ungariſchen Leutnants, die in einem Wiener Modehaus beſchäftigt, die Neigung des leicht erregbaren Dichters zu gewinnen wußte, am 15. November 1837 einen Ehebund, der nur ſcheinbar glücklich ſein konnte. Die gänzliche Unbildung ſeiner Gattin, ihr verſchloſſener, harter, ſtolzer Charakter ließ ein geiſtiges Verhältnis zwiſchen beiden eigentlich niemals aufkommen. Schwer drückten auch die materiellen Sorgen. Wohl hatte Stifter Freunde in den höchſten Kreiſen gefunden. Studiengenoſſen wie Joſeph Fürſt Colloredo-Mansfeld, Sigmund Freiherr von Handel, Adolf Freiherr von Brenner nahmen an ſeinem Lebenslauf den wärmſten Anteil, aber er ſelbſt tat nichts, ſeinem Hauslehrerdaſein ein Ende zu bereiten. Ein rechter Träumer, ein echter Romantiker, ſtudierte er viel, allein ohne feſtes Ziel, ohne jeglichen praktiſchen Sinn. Ettings-

hauſen, Andreas von Baumgarten, Joſef Johann Littrow waren auf der philoſophiſchen Fakultät ſeine Lehrer. Einige Male ſchien es, als ſollte der glänzend Begabte eine Lehrerſtelle an einem Lyzeum erhalten. Hatte er jedoch das ſchriftliche Examen mit Vorzug beſtanden, ſo fehlte er beim mündlichen. Den letzten Schritt machte er nie. Er wähnte ſich endlich zum bildenden Künſtler berufen, kopierte alte Meiſter und verſuchte ſich mit großem Geſchick in der Landſchaft. Vom Ertrag ſeiner Privatlektionen beſtritt er noch immer ſeinen beſcheidenen Haushalt. Die Literaturbewegung ſeiner Zeit — in Öſterreich blühte noch immer die Romantik — behielt er ſtets im Auge. Unter dem Namen Oſtade veröffentlichte er Gedichte im Wiener Bürgerblatt. 1827 hatte er eine Erzählung „Julius“ begonnen, ohne ſie je zu vollenden. 1840 gab er den „Kondor“ heraus. Ein Zufall brachte den Schriftſteller an die Öffentlichkeit. Weibliche Neugier entwandte bei einem ſeiner vornehmen Beſuche dem Ahnungsloſen ſein Manuſkript. Witthauers „Wiener Zeitſchrift“ brachte es im Druck.

Mit einem Schlage ward Stifter berühmt; er trat damit in die Reihe der erſten öſterreichiſchen Dichter ein. Noch in demſelben Jahre fordertę ihn Graf Majláth, der Herausgeber des bei Guſtav Heckenaſt in Peſt verlegten angeſehenen Taſchenbuchs „Iris“ zur Mitarbeiterſchaft auf. Stifter ſandte ihm die „Feldblumen“ und bahnte gleichzeitig mit Heckenaſt ein näheres Verhältnis an, das in der Folgezeit ein reiner Freundſchaftsbund werden ſollte. Stifters Briefe an Heckenaſt gehören zu den ſchönſten

und edelſten Proſaſchriften aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Stifter verkehrte damals auch viel in dem geiſtigen Mittelpunkt Wiens, in Neuners „Silbernem Kaffeehaus“. Hier kam er mit Zedtlitz, Anaſtaſius Grün, Lenau, vor allem aber mit Grillparzer zuſammen, deſſen Größe ihm ſeit langem feſtſtand. Dabei arbeitete er unabläſſig. Es war die Zeit ſeiner dichteriſchen Blüte, ſeine Schöpfungen häuften ſich. Bald hatte er einen ganzen Band „Studien“ beendet, dem noch weitere folgten. Aber immer noch war ihm ſein literariſcher Beruf nicht deutlich genug, immer noch nagte der Zweifel in ſeinem Herzen. „Ich ein Schriftſteller oder gar Dichter!“ rief er damals aus, „— das können nur Leute ſagen, welche einen gar geringen Begriff vom Dichten haben; ich habe einen höheren.“ Aber die Zeitgenoſſen zwangen ihn ſchließlich doch, an ſeine literariſche Begabung zu glauben. Materiell veränderten ſich ſeine Verhältniſſe freilich nur wenig. Wenn auch im Hauſe des allmächtigen Staatskanzlers Fürſten Metternich beſchäftigt, fühlte er ſich nur als deſſen Diener. Was anderes konnte er als Hauslehrer ſein? Man glaube nicht, daß Stifter hochgehender Wünſche unfähig geweſen ſei; allein dem Übermaß ſeiner Gefühle entſprach keine Tatkraft, dem innerſten Drang kein geſteigertes äußeres Selbſtbewußtſein. Anſpruchslos trat er vor der Menge zurück. Auch ſeine heiße Sehnſucht, Italien zu ſchauen und in dem gelobten Lande der Kunſt die Flügel ſeines Geiſtes zu weiten, erfüllte ſich nie. Und ſo mußte er ſich mit kleinen Reiſen begnügen. Nach Fannis Tode ſuchte er die gemiedene Heimat wieder

auf. 1845 kam er nach Oberplan und hatte die Freude, Mutter und Geſchwiſter in alter Geſinnung und Geſundheit wiederzufinden. Im eigenen Hauſe ſah er weniger Glück. Seine Ehe war kinderlos, obwohl er einen Nachwuchs von ganzem Herzen herbeiwünſchte. Verwandte, die er als Ziehkinder zu ſich nahm, ſtarben nacheinander in kurzer Zeit. Einſam im Leben, ohne Familie, wäre er glücklicher geweſen.

Stifter hatte keineswegs die Abſicht, als Schriftſteller ſein öffentliches Wirken zu beſchließen. Es drängte ihn, mit dem praktiſchen Leben in Fühlung zu treten. Seine Abſicht, öffentliche Vorleſungen abzuhalten, ſcheiterte an dem vormärzlichen Bureaukratismus. Erſt die Revolution, die Stifter ſo bitter wie kaum ein anderer haßte, ſollte ihm ein entſprechendes Arbeitsfeld verſchaffen. Schon in den letzten Jahren vor 1848 wechſelte er ſeinen Aufenthalt zwiſchen Wien und Linz, das ihm aus der Jugend, wo er es einige Male berührt hatte, in freundlicher Erinnerung ſtand. Dauernd wurde Oberöſterreichs Hauptſtadt ſeine neue Heimat erſt mit dem Augenblicke, da ihm das Miniſterium Thun einen neugeſchaffenen Poſten dort verlieh. Seine Freundſchaft mit dem edlen Statthalter Alois Fiſcher förderte das Vertrauen der Wiener Regierung. Am 3. Juni 1850 wurde Stifter zum Schulrat in Linz ernannt. Sein erſtes großes Werk in ſeinem neuen Amte war die Organiſation der dortigen Realſchule; dann aber nahm die Inſpektion der Volksſchulen des Landes faſt ſeine ganze Zeit in Anſpruch. Aus Begeiſterung für die Jugend verfaßte er in den

wenigen Mußeſtunden die „Bunten Steine“, Erzählungen, geſchrieben mit dem Herzblut eines großen Pädagogen.

Und dennoch war Stifter auch jetzt nicht glücklich. Die materiellen Sorgen wollten nicht aufhören, ſein Geſundheitszuſtand verſchlechterte ſich zuſehends, perſönliche Anfeindungen trugen nicht wenig dazu bei. Rührend klingt des Dichters Klage aus jenen Tagen: „Hätte ich nur Zeit und hätte das Amt nicht. — Oft, oft ſagt mir mein Inneres, ich hätte nicht umſonſt gelebt, ich würde doch etwas machen, was fortlebt und fortwirkt. Stoffe und Gedanken häufen ſich im Haupte; aber dann fehlt die Zeit, und die Gemeinheit der täglichen Vorkommniſſe und die Alltäglichkeit der Menſchen, mit denen ich zu tun habe und denen ich nicht aus dem Wege gehen kann, trübt die Hoheit der Stimmung . . . Oft möchte ich bitterlich weinen!“

Nur die wachſende Freundſchaft geiſtig hochſtehender Männer und Frauen konnte ihm einigen Troſt gewähren. Anton Ritter von Spaun, bekannt als Germaniſt, Hiſtoriker und Philoſoph, Statthaltereirat Johann v. Fritſch, der verdienſtvolle Perſonalreferent für Schulangelegenheiten, beide in Linz, ſchloſſen ſich freudig dem Dichter an. In der Ferne aber ſchlugen ihm nicht minder treue Herzen. Die Familie des Kupferſtechers Armann, die Schriftſtellerin Mariam Tenger, die Dichterin Betty Paoli und vor allem die geniale, gemütvolle Schweſter des Dichters Joſef Freiherr von Eichendorff, Luiſe, die mit hingebungsvoller, ja ſchwärmeriſcher Verehrung Stifter zugetan war. Auch äußere Ehrungen wurden ihm zuteil. Kaiſer Franz

Joſef und Großherzog Karl Alexander von Sachſen-Weimar, der mit Stifter in perſönlichen Briefwechſel trat, ſuchten ſeine Verdienſte durch hohe Auszeichnungen zu würdigen. Die Erzherzogin Sophie ſchätzte ihn ſehr. Freilich die weiten Kreiſe des Leſepublikums drohten von ihm, dem gänzlich unpolitiſchen Dichter, allmählich abzufallen.

Stifters Lebensſonne neigte ſich dem Abend zu. Brannte noch ihre ſpäte Glut in ſeinem Bildungsroman „Der Nachſommer“: im „Witiko“, dieſem groß angelegten geſchichtlichen Gemälde aus der Zeit der böhmiſchen Herzoge, erloſch ſie völlig. Im Dezember 1863 erkrankte er ſchwer. Es war der Anfang ſeines zeitlichen Endes. Stifter wurde ſeitdem nie wieder geſund. In den Lackerhäuſern im bayriſchen Wald, in Karlsbad, im oberöſterreichiſchen Kirchſchlag verbrachte er abwechſelnd die nächſte Zeit. An eine Erfüllung ſeines amtlichen Berufes war nunmehr gar nicht zu denken. Mit dem Titel eines Hofrats unter Belaſſung ſeines bisherigen Gehaltes und den ehrendſten Ausdrücken höchſter Anerkennung wurde er in den Ruheſtand verſetzt.

Immer leidender geſtaltete ſich Stifters Ausſehen. Immer qualvoller peinigten ihn ſeine Schmerzen. Eine wandelnde Leiche, war der früher behäbig ſtarke Mann in den Straßen von Linz mitunter noch zu treffen. Sonſt weilte er am liebſten zuhauſe bei ſeiner ihn ſorgſam pflegenden Gattin, die ihm je älter, deſto teurer ward. Sein krankhafter Zuſtand ſteigerte ſich allmählich zur Raſerei. In einem unbewachten Augenblicke, geiſtesgeſtört, ſuchte er ſich ſelbſt vom Leben zu

befreien. Es war kein freiwilliger, bewußt erlittener Tod, der ihn dahinraffte. Ein unheilbares Leberleiden verband sich mit dem Wahnsinn, um seine letzten Lebensstunden zu verdüstern. In der Nacht vom 26. zum 27. Januar 1868 starb der unglückliche Dulder. Am 30. Januar begrub man seine irdische Hülle. Eine unübersehbare Schar von Kindern begleitete den Sarg zum Linzer Friedhof. Dichte Schneeflocken wirbelten vom Himmel nieder und verklärten mit ihrem leuchtenden Schimmer die stille Landschaft.

Wie kein anderer hatte Stifter die Natur gefeiert; nun war er für immer zu ihr zurückgekehrt.

Ist gleich der Mensch mit seinem Herzen u. Geiste für den Menschen das Entzückendste, so hat er doch Makeln, die uns wehe thun, während die Natur uns zwar nie mit der Lebenswärme anspricht, wie der Mensch, aber uns auch niemals Schmerzliches zufügt.

Wien am 22ten April 1848

Adalbert Stifter

„Ich verlangte die ganze Erde, alle Sterne, dieſe andern tauſendmal größern Erden, ich verlangte die Liebe aller Menſchen, der lebenden und der vergangenen, ja die der künftigen auch noch, ich verlangte die Liebe Gottes und aller ſeiner Engel, um es nur zu ſättigen — dieſes Herz."

Stifter.

Stifters Charakterentwicklung befand ſich in ſtetem Fluſſe. Ein Mann von wahrhafter Bedeutung, konnte er darin keinen Abſchluß finden; nur der phyſiſche Tod ſetzte ihm ein Ziel.

In ſeiner Kindheit ein rechter Wildfang, vermochte er grauſame Scherze zu treiben. Kein Tier war vor ihm ſicher. Dabei beſaß ſeine Natur die Neigung, in ſanfter Melancholie, ja ſelbſt in tiefſter Schwermut hinzudämmern. Als ſein Vater tot war, hatte er die feſte Abſicht, ſich aller Nahrung zu enthalten und ſo Hungers zu ſterben. In ſeinem äußern Auftreten war er ſchüchtern und beſcheiden. Nur dort, wo er ſich bekannt fühlte, gab er ſich ſelbſt hüllenlos und ohne Scheu. Viel zu dieſer gedrückten Zurückhaltung mögen ſeine materiellen Lebensverhältniſſe beigetragen haben. Mittellos, war er ſtets auf fremde Unterſtützungen angewieſen. Bis in ſein ſpätes

Mannesalter hatte er unter dieſer Abhängigkeit zu leiden. Nur allmählich, aber nie ganz, befreite er ſich davon in der Burſchenherrlichkeit ſeiner Wiener Studentenzeit.

Wie weder Menſchen noch Hunde, weder Tiſche noch Stühle, nichts, was nicht feſtgenagelt war, vor ihm ſicher blieb, wie er überall anſtieß, alles umrannte, dabei aber der prächtigſte Menſch war, einfach und ſittig wie ein junges Mädchen, berichtet uns die Mutter ſeines Jugendfreundes Ludwigs von Collin. Überhaupt bilden jene Jahre den bedeutendſten Einſchnitt in ſeiner Entwicklung. Damals und in der nächſten Folgezeit kämpfte er den größten Kampf ſeines Lebens, wurde der Jüngling zum Mann, der Mann zum Dichter. Spätreif und ein wenig ſchwerfällig war ſein erſtes Auftreten in der großen Welt. Seinem Genius hatte ſie nichts zu geben, vieles aber ſeinem Charakter.

„Junge Leute von reicher Phantaſie und hoher geiſtiger Begabung pflegen in der Jünglingszeit oft ein ſeltſames Weſen zur Schau zu tragen, das mit der inneren Unruhe ihres Werdens zuſammenhängt. Sie leiden am Leben, das ſie mit heftigen Sinnen vorausnehmen und mit der Voreiligkeit der Unerfahrung beurteilen und verurteilen.“ Dieſe Worte Wilhelm Weigands, eines ſpäten geiſtigen Nachkommen Stifters, treffen auf dieſen vollkommen zu.

Offenherzig, eindringlich, ſtürmiſch, gewaltſam, vor allem aber im Innerſten wahr ſpricht ſeine Individualität ſchon aus den erſten Briefen, die wir von ihm beſitzen. Immer mehr entwickelte er ſich zu einem

glühenden Sinnenmenſchen. Damals, wo man in Öſterreich noch Zeit hatte, ſich ſelbſt zu leben, wo kein Jüngling zu fürchten brauchte, in politiſchen Niederungen des Alltags unterzugehen, damals reifte Stifter heran. Die heiße Liebe eines vollendeten Weibes erſchien ihm als höchſtes Erdenglück. In der fiebernden Unraſt ſeiner ſchwellenden Gefühle verlangte er gierig die Befriedigung aller ſeiner Sinne.

„Daß ich ein Narr bin," ſchreibt er noch 1837 an ſeinen Jugendfreund Sigmund Freiherrn von Handel, „weißt du ohnehin; daß ich ein Narr voll unſäglicher Liebe zu dir und den andern des geweſenen Rundkreiſes bin, wirſt du ja doch endlich auch wiſſen — — daß ich ferner ein Narr bin, der ſich nur ein einziges Mal recht überſchwenglich mit univerſumsgroßem Herzen werfen möchte an ein ebenſolches unermeßliches Weiberherz, das fähig wäre, einen geiſtigen Abgrund aufzutun, in dem man ſich mit Luſt und Grauſen ſtürzte — und eine Trillion Engel ſingen hörte — Jeſus Maria! Ich könnte mich mit ihr in den Niagarafall ſtürzen — — — aber ſie ſind Gänſe, die derlei für Phantaſterei ausgeben und bei Ypſilanti nette Schmiſeln kaufen."

Einmal ſchien es, als ſollte ſeine brennende Sehnſucht Erfüllung finden. Als er Fanni Greipl kennen lernte, hoffte er darauf. Mit hingebungsvoller Schwärmerei verehrte er ſie. Alles um ihn wurde von ihrem Bilde verdrängt. „Lächle nicht," ſo ſchrieb er 1829 von Wien aus an Fanni, „lächle nicht, wenn ich Dir ſage, daß mir ſelbſt das Eſſen nicht ſchmeckt, und daß ich mich ſchon allemal auf die Nacht freue,

wenn ich entweder ſchlafend von gar nichts weiß oder ein Traum mich täuſcht, daß ich bei Dir bin. Fanni, Fanni, liebe, liebe Freundin! Wenn ich den Gedanken faſſen ſollte, daß wir uns einſt trennen müßten — ich bitte Dich, übereile Dich nicht, wenn man Dir eine Partie vorführt — Du zerriſſeſt mir das Herz, wenn ich Dich unglücklich wüßte — und doch, was wird es anders ſein? — Ein Fremdling wird kommen und mit kalter Hand Dein Herz dahinführen, das mich und Dich unendlich glücklich gemacht hätte. Er wird Dich nicht kennen, Dich nicht nach Verdienſt würdigen können — und mir — mir bricht es das Herz, wenn ich Dich in rohen, liebeleeren Händen wüßte. Doch wenn irgend Treue und Glauben in der Welt iſt, ſo bitte ich Dich, baue und traue auf mich, eher verlaſſe ich das Leben, als ich Dich verlaſſe." Und in der Tat, Stifter hielt ſein Wort, Fanni Greipl aber wurde nie die ſeine. Ohne ein Weib zu leben war ihm unfaßbar, und darum ſchloß er ſich, als er die völlige Unhaltbarkeit ſeines Verhältniſſes zu dem reichen, ſchönen Mädchen einſah, an ein anderes Weſen an, von dem er hoffte, daß deſſen körperliche Reize den großen Trennungsſchmerz vergeſſen laſſen könnten. Alle Tugenden der früheren Liebe übertrug er auf die neue. Dennoch wucherte die alte Schwärmerei in ſeinem Herzen immer weiter fort, ſie ließ ſich nicht mit einem Male auslöſchen und forderte ihr Opfer. Amalie Mohaupt, die ſpätere Gattin Stifters, wußte dieſem eine dauernde Verbindung zur Pflicht zu machen. Freilich nicht gleich ſollte ſie ſeines Verlöbniſſes froh werden. Stifter liebte ſie in Wirklichkeit nicht. Wenn

ſie ihn küßte, mußte er ſich immer Fannis Lippen vorſtellen, ſollte ihm der Kuß von Amalia Wohlgefallen ſein. Noch im Auguſt 1835, nachdem Amalia das Eheverſprechen von Stifter bereits erhalten hatte, ſchrieb der glückliche Verlobte an Fanni: „Es gibt nur eine, eine einzige Liebe auf Erden und nach der keine mehr. Gekränkte Eitelkeit war es, zeigen wollte ich, daß ich doch ein ſchönes, wohlhabendes und edles Weib zu finden wüßte — — — ach, ich hätte über dem Experimente bald mein Herz gebrochen. Je weiter zur Vermählung ich es mit Amalia kommen ließ, deſto unruhiger und unglücklicher ward ich. Dein Bild ſtand ſo rein und mild im Hintergrunde vergangener Zeiten, daß ich, als ich Amalia das Wort künftiger Ehe gab, nach Hauſe ging und auf dem Kiſſen meines Bettes unendlich weinte — um dich.“ Fanni möge, ſchreibt Stifter, wenn es irgend möglich ſei, ihre eigene Verlobung rückgängig machen, damit er doch wenigſtens noch hoffen könne, ſie dereinſt als Gattin zu beſitzen. „Sagſt Du aber, Du liebeſt mich nicht mehr, ſo will ich es leiden, wie auch das Herz wehe tue, und will nur allein Dich zur Braut meiner Ideen machen und Dich fortlieben bis an meinen Tod.“ Dies war Stifters letzter Brief an Fanni, denn er blieb unbeantwortet. Und ſo trat der unglückliche Pflichtmenſch nicht lange nach Fannis Hochzeit auch an den Altar, um Amalia als Gattin heimzuführen. Hatte er in den traumhaft ſchönen Studententagen, da er als Hofmeiſter in adeligen Familien ſo manche verführeriſche Komteß bewundern mußte, ohne in der Sturmflut ſeines leicht erregbaren

Herzens unterzugehen, hatte er damals den größten Troſt, „ja gewiſſermaßen die Liebe einer Geliebten“ in der Philoſophie gefunden, mit treuen, edlen Freunden Jean Paulſche Herzensfeſte gefeiert, ſo wußte er auch in ſeiner neuen, wüſten Lage die alte ſittliche Haltung zu bewahren. „Was ſind alle Liebſchaften und Mädchen gegen ein Männerherz, feſt, treu, glühend, gut und nimmer laſſend von Recht und Freund! — Die Liebe iſt die höchſte Poeſie, ſie iſt die weinende, jauchzende, ſpielende Muſik — die Männerfreundſchaft iſt die ſchweigſame, edle klare Plaſtik: jene gibt einen Himmel ſelig und trunken (wie ihn weiter nichts gibt) — dieſe ſtellt erſt die ſchönen, aber ruhigen Göttergeſtalten hinein. Wo iſt die, die Deine Geliebte und Dein Freund zugleich iſt?“ Mit dieſer Erkenntnis hatte Stifter früher einmal ſein Herz getröſtet, alle böſen Dämonen in ſeinem Innern gebändigt und unabläſſig nach dem Frieden in ſeiner Seele geſtrebt. Jetzt, da er an ein geiſtig bedeutungsloſes Weib, ein Bild ohne Gnade, gefeſſelt war, wurde er zum Märtyrer, zum Helden. In ſeiner Selbſtüberwindung brachte er es ſo weit, Amalia ſchließlich zu lieben, als ob ihn kein einziger Gegenſatz von ihr trennte. Er liebte ſie aus Pflicht. 1866, wenige Jahre vor ſeinem Tod, als er, von ihr unfreiwillig getrennt, zu Kirchſchlag weilte, konnte darum der Greis an Heckenaſt ſchreiben: „Die Trennung hat ein Herrliches gebracht. Nach der ſtillen und ſchweigſamen Art meiner Gattin wußte ich nie, wie ſehr ſie mich liebe. Jetzt brach die ganze Gewalt der Liebe hervor, und ſie erfuhr es ſelber erſt. Bei mir war es auch ſo. Achtundzwanzig Jahre mußten ver-

gehen, bis wir dies erfuhren." In dieſen merkwürdigen Worten liegt zugleich ein Bekenntnis der Tragik in Stifters Leben. Die Frauen waren ſein menſchliches Unglück, und doch zog auch ihn das Ewig-Weibliche empor.

1840 erſchien ſeine erſte Novelle „Der Kondor". Wäre ihm alles im Leben geglückt, hätte er Fanni geheiratet und für den unbändigen Strom ſeiner Gefühle ein empfängliches Herz gefunden, würden wir dieſe Dichtung beſitzen? Wir zweifeln daran. Kaum jemals hätte Stifter ſein behäbiges, der Bequemlichkeit nur allzugern nachgebendes Weſen einer elementaren Dichtung preisgegeben, ohne den äußeren Zwang, ſich innerlich ausleben müſſen. In der Poeſie berauſchte er ſein ſinnentrunkenes Herz immer von neuem. In ſeinen „Studien" fand er die nie gekoſteten Freuden befriedigter Liebe, die Freiheit für ſeine geheimſten Gedanken und Gefühle, Erhebung und Erlöſung. Noch beſaß er die Kraft einer überſchäumenden Jugend, echte, tiefſte Leidenſchaft. Vor allem im „Kondor", im „Hochwald", in der „Narrenburg", im „Alten Siegel", in der „Brigitta" leuchtet ihr flammender Widerſchein. Wenn man aus Stifters Leben die ſchmerzvollen Erſchütterungen nicht wüßte, denen auch er wie die größten Dichter aller Zeiten ausgeſetzt war, aus dieſen Werken allein müßten wir ſeinen ſchwer leidenſchaftlichen Charakter wahrnehmen.

Jene unvergleichliche Szene, da in der „Narrenburg" Graf Jodok von dem Ehebruch ſeiner Gattin Chelion mit Sixtus, ſeinem Bruder, erfährt, läßt keine Phaſe der größten inneren Erregung unberührt. Die

dunkle Ahnung des Verhängniſſes, ſein Gewahrwerden, Verachtung, Haß, grauſamſte Wolluſt, ſie alle ſtürmen darin wild durcheinander. Wir folgen dem ungefähren Wortlaut des Dichters.

Gedrückt wie ein Tropenwald, auf dem ſchon die Wucht unſichtbarer Gewittermaſſen liegt, obgleich ſich noch kein Wölklein gebildet hat, und die Sonne noch in dem dicken, ſchweren, trüben Blau des Himmels hängt, kehrt Graf Jodok heimwärts. Es war eine heiße Julinacht, und um den ganzen Berg hing ein düſteres, elektriſches Geheimnis, und ſeine Zinnen trennten ſich an manchen Stellen gar nicht von den ſchwarzen Wolken. Selbſt der Rappe, den der Graf ritt, war nicht, wie gewöhnlich, wenn er die Heimat witterte, freudig und ungeſtüm, ſondern er ſtöhnte leiſe, und ſein Nacken war feucht.

Wir ſehen, wie der Dichter die lebloſe und belebte Natur in den innigſten Kontakt ſetzt mit dem Menſchen und ſeinen Schickſalen, wie er den Bogen langſam und leiſe anſpannt, um den Pfeil der tötenden Gewißheit abzuſenden und die Seele in ihrem Innerſten zu treffen. Graf Jodok weiß nicht, was ihn unheimlich treibt, nicht Eiferſucht, nein, etwas viel Entſetzlicheres, er weiß den Namen nicht; aber es iſt ihm immer, Chelion würde in dieſer Nacht getötet, wenn er nicht zeitig genug käme. Er reitet den Berg zu ſeiner Burg empor. Nichts rührt ſich, als wäre alles in die Finſternis eingemauert. Das Tor ſteht offen, aber ſein Bruder Sixtus iſt nicht zu Hauſe. An den weißen, langen Säulen des Hauſes lecken die immer häufiger werdenden Blitze hinan. Da iſt ihm, als

gleite eine Geſtalt ſchattenhaft längs des Korridors. „Sixtus,“ ſchreit er, aber das Weſen ſpringt mit einem furchtbaren Satze herab und ſeitwärts ins Gebüſch. Ihm iſt, als klapperten ihm die Zähne, und er will weiter. Die Lawine hängt nun, der feinſte Hauch kann ſie ſtürzen — und er bleibt auch nicht aus.

Unſere Spannung wächſt. Wir ahnen, wir kennen bereits die Leidenſchaft, die ſich entladen ſoll. Ein Weib, die Dienerin ſeiner Gattin, bringt die drohende Lawine ins Rollen. Im Todesſchreck verrät ſie dem plötzlich Heimgekehrten alles: „Graf Sixtus iſt bei Eurem Weibe.“ Jodok weiß nicht, was er tut. „Es iſt nicht wahr, Satan!“ ſchreit er dem unſeligen Weſen zu und ſchleudert es rücklings ins Geſträuch. Der Teufel in ihm beginnt ſich zu rühren und flüſtert ihm Ratſchläge zu. Immer rieſiger wird vor ſeiner Phantaſie das Geſchehene, und eine Tat ohne Namen, ohne Geſtalt, wie ein Berg von Finſternis liegt vor ihm, dicht vor der nächſten Minute. Zu ſeiner Gattin drängt es ihn, und doch ſträubt er ſich dagegen, als ſei es gut, er verſchiebe es noch. Er greift nach einem Giftfläſchchen und betritt dann das Gemach der verlorenen Gattin. Sanftes Lampenlicht fließt ihm entgegen und durch die hohen Glaswände ſchimmern bisweilen die lautloſen Blitze des Himmels.

Der Dichter legt alles darauf an, das größte ſeeliſche Ereignis nach außen hin unmerklich eintreten zu laſſen. Er deutet mehr an als er ſagt. Und doch bleibt uns keine einzige Falte in dem komplizierten Gewebe menſchlichſter Leidenſchaft verborgen. Schläft Chelion? Graf Jodok tritt näher. Ihre rührende

Ruhe ſcheint ihm unfaßbar. Ihm iſt, als träume er unter einer Bleilaſt und ringe furchtbar, um zu erwachen und ſeinen grauſen Plan nicht zu erfüllen.

In dem entſcheidenden Augenblicke, da die Raſerei des aufgewühlten Mannes in einer Schreckenstat ſich befriedigen möchte, da die toll aufgeſpeicherte Leidenſchaft zum ungebändigten Ausbruch kommen ſoll, tritt die unerwartete Wendung ein. „O du ſchönes, du armes, du teures, teures Weib!“ Ein tiefer Schmerz regt ſich in dem Grafen, und mit ihm kommt Milde; er berührt ſanft ihre Hand, ſie regt ſich, öffnet die Augenlider und ſieht ihn mit ihren ſchönen Augen an. Er will ihre Unſchuld glauben, allein ſie bekennt. Und ſie bricht in ein Schluchzen aus, als wolle ſie ihre ganze Seele herausweinen, und ſie erklärt ihm alles. Chelion will den Tod von Jodoks Hand. Ihn aber packt Entſetzen, ſeine Haare ſträuben ſich, er flieht ins Freie. Selbſt die Natur ſieht ihn vorwurfsvoll an. Im Sixtushauſe ſtehen alle Fenſter ſchwarz und ſtumm, auf dem Berge iſt Todesſchweigen. Ein zerriſſener Himmel flackert um ihn, ſchwarze Fahnen, daraus feurige Zungen greifen. Auf der höchſten Zinne des Burgfelſens angelangt, ſchleudert er das Giftfläſchchen in den Abgrund. Er horcht auf — ein zarter Klang kommt herauf, wie es an den Steinen zerbricht — — — und ein Univerſum fällt bei dieſem Klang von ſeinem Herzen. Es iſt ihm, als höbe ſich in dieſem Augenblicke ein Lüftchen und lauſche freundlich in den Sträuchern — der harte Himmel löſt ſich und fließt in weiche Schleier ineinander, und einzelne Tropfen ſchlagen gegen die Baumblätter. Und er

kehrt wieder heim zu seiner Thelion: „Schlafe nun ruhig, schlafe süß, ich krümme dir kein Haar, ich werde dich lieben fort und fort wie mein Weib, mein eigenes, einzig Kind — ich will dich noch zarter pflegen als sonst, daß du dieſe Nacht vergeſſen mögeſt — — gute Nacht, liebe, teure Thelion!“ Sie duldet dies alles und ſagt nichts. Er aber geht auf ſein Zimmer und hört nur noch, wie ein leiſes, auflöſendes Schluchzen ihm nachfließt.

Wie war es möglich, daß man einen Dichter, der ſolches ſchreiben konnte, jahrzehntelang für einen leidenſchaftsloſen Charakter ausgab, ja als einen „Fanatiker der Ruhe“ der Literaturgeſchichte einverleiben wollte. Stifter ſelbſt gibt uns die Erklärung. Die Art und Weiſe, wie er empfindet und ſchildert, unterſcheidet ihn weſentlich von den meiſten Dichtern. Stürmiſche Affekte läßt er bei ſeinen Helden ſelten hervorbrechen, ihr glutvolles Weſen bleibt faſt immer verhalten. Wie er ſelbſt, beſitzen alle eine ungemeine Selbſtbeherrſchung. Sie gehen den ſchwerſten Konflikten nicht aus dem Wege, im Gegenteil, ſie warten den Höhepunkt der ſtärkſten ſeeliſchen Erregung ab, um ſie im entſcheidenden Augenblick mit unglaublicher Gewalt zurückzudrängen. Alſo nicht in wildbewegten Handlungen oder Perſonen dürfen wir bei der Betrachtung von Stifters Werken Leidenſchaft ſuchen, ſondern bloß in ihrem tiefſten Kern, nicht zügellos entfaltet, ſondern gebändigt durch den feſten Willen ihres Überwinders.

„Das Sittengeſetz allein iſt in ſeiner Anwendung Kraft (darum, weil es in Shakeſpeares Stücken über

der Leidenſchaft thront, ſind ſie groß, nicht weil Leidenſchaften darin ſind)." Dieſe Worte Stifters könnte man auf die ſämtlichen Werke ſeiner Blütezeit anwenden. Er hatte die Überzeugung, daß Leidenſchaft in ihrer Entartung veräußerlichen müſſe. Dieſer Gefahr hielt er ſein ſtrenges Pflichtbewußtſein und ſein inniges Gemüt entgegen. Er war aller Affekte fähig, aber eben deshalb ſuchte er ihre Wirkung zu mäßigen, ihren Einfluß einzuſchränken und ſchließlich ganz zu vernichten. In ſeinem Streben, die menſchliche Natur in Feſſeln zu ſchlagen, ſie zu vertiefen, zu vergeiſtigen, kannte er keine Grenze. Und ſo war es möglich, daß die ſpäteren Faſſungen auch der einzelnen „Studien" immer maßvoller, immer ruhiger ſeinen Charakter erſcheinen laſſen. Noch in den Fünfzigerjahren pochte in ihm das lebhafte Blut ſeiner glühenden Jugend; er hatte damals die Abſicht, ein Drama „Maximilian Robespierre" zu ſchreiben. „Im Verbrechen," ſo meinte er, „und in ſeinem Sturze trotz aller übermenſchlichen Kraft liegt eine erſchütternde moraliſche Größe, und der Weltgeiſt ſchaut uns mit den ernſteſten Augen an." Auch aus dieſer Stelle können wir auf Stifters volle Erkenntnis der Leidenſchaft als der entſcheidenden Triebkraft im Menſchenleben ſchließen. Aber nicht nur in den ſpäten Faſſungen ſeiner früheren Werke offenbarte der Dichter den Umſchwung in ſeinem Innern, die wachſende Läuterung, wie er immer mehr ruhig und friedlich wird und endlich die Leidenſchaft völlig verleugnet. Mehr noch als ſeine Briefe aus jener Zeit beſtätigen uns dies ſeine letzten dichteriſchen

Schöpfungen. Zwiſchen dem Charakter des jugendlichen und demjenigen des alten Stifter gibt es keinen größeren Gegenſatz als jenen, der ſich etwa aus dem Verhältnis der „Brigitta“ zum „Frommen Spruch“ deutlich ergibt. Hier ſind Puppen ohne jedes wirkliche Leben, Ausgeburten einer nüchternen, erſtarrten Phantaſie. Den verknöcherten, blutleeren Alten Dietwin und Gerlint entſpricht das junge Paar gleichen Namens. Ihr unglaublicher Verkehr, ihre unmögliche Redeweiſe wird ſchon durch die folgende Stelle genügend charakteriſiert. „Trinke nicht viel Wein, enthalte dich der Leidenſchaften und ſei mäßig . . .,“ ſprach der Oheim. „Ich trinke, wie du weißt, nicht viel Wein,“ antwortete der Neffe, „bin auch ſonſt mäßig, habe gar keine Leidenſchaften, nur Gefühle, und da ſind die für dich und die Tante am mächtigſten.“

Soweit hatte es Stifter ſchließlich gebracht. In ſeiner Bekämpfung der Leidenſchaft, die ihn von Jugend an auf das Heftigſte bewegt hatte, ging er als Menſch und als Dichter über die Grenzen weiſer Zurückhaltung ſchließlich hinaus. Hatte er ſeine Jugendliebe in wildem Schmerze hingeopfert, in einer langen, kinderloſen, wenig erfreulichen Ehe ſich ſelbſt vergeſſen, ſo blieb ihm am Ende ſeines Lebens nichts anderes übrig, als geiſtig zu vereinſamen, die Leidenſchaft als ſein größtes Unglück zu verdammen und zugleich völlig außer acht zu laſſen. Der tolle Wiener Student von ehedem hatte einem pedantiſchen Schulrat Platz gemacht. Nun konnte Stifter noch ein ethiſcher Richter über ſich ſelbſt ſein, aber kein Dichter mehr.

„Die größte Begabung, der höchste Glanz des Geiſtes, der die Menſchen in Staunen ſezt, iſt ein Sandkorn, ja iſt nichts gegen die tiefe Liebe und Reinheit des Gemütes."

Stifter.

Mit Stifters Charakter hängt ſeine Weltanſchauung auf das innigſte zuſammen. In ſeinem Gemüte wurzelte ihr geheimſtes Weſen.

Von katholiſchen Eltern geboren, in einer Gegend aufgewachſen, die noch heute den konſervativſten Anſchauungen huldigt, bis an ſein Ende ein, wenn auch im beſten Sinn, vormärzlicher Öſterreicher galt Stifter zeitlebens als Katholik. Er war es in der Tat. Aber wir müſſen gleich hinzuſetzen, im perſönlichſten Sinne, in der freiheitlichſten, menſchlichſten Bedeutung.

Natürliche Religioſität atmete ſchon ſeine ganze Erziehung. Den größten Einfluß auf ſeine frühe Jugend übte in dieſer Hinſicht ſeine Großmutter aus. Sie war von bibelfeſtem Stamm. Im „Heidedorf" tritt ſie uns entgegen und Felix darin iſt der junge Stifter ſelbſt. Völlig bibliſch ſind Stimmung und Ausdruck. Seinen Helden möchte der Dichter, wenn es ihm erlaubt wäre, „mit jenem Hirtenknaben aus den heiligen Büchern" vergleichen, „der auch auf der Heide vor Bethlehem ſein Herz fand,

ſeinen Gott und die Träume der künftigen Königsgröße". Er läßt ihn auf eine Steinplatte ſteigen, unten ſieht dieſer dann im Geiſte „die Könige und Richter und das Volk und die Heerführer und Kinder und Kindeskinder, zahlreich wie der Sand am Meere". Felix beſchreibt ihnen „das gelobte Land", verheißt ihnen Heldentaten und zeigt ihnen endlich „das ganze Land der Väter", oder baut aus kleinen Steinen des Roßbergs Babylon und verkündet den Heuſchrecken und Käfern ſeinen Untergang, „wie es ja Daniel längſt vorhergeſagt hat". Oder er „gräbt den Jordan ab, das iſt der Bach, der von der Quelle fließt".

Eine wunderliche Liebe hegt er zur Großmutter. „Das alte Weib hatte in ihrem Leben voll harter Arbeit nur ein einziges Buch geleſen, die Bibel. Aber in dieſem Buche las und dichtete ſie ſiebzig Jahre. Jetzt tat ſie es zwar nicht mehr, verlangte auch nicht mehr, daß man ihr vorleſe, aber ganze Prophetenſtellen ſagte ſie laut her, und in ihrem Weſen war Art und Weiſe jenes Buches ausgeprägt, ſo daß zuletzt ſelbſt ihre gewöhnliche Redeweiſe etwas Fremdes und gleichſam Morgenländiſches zeigte." Als Felix von der Großmutter Abſchied nimmt, ruft ſie ihm wie ihrem Sohne zu: „Ich habe dich mit Schmerzen geboren, aber dir auch Gaben gegeben, zu werden, wie einer der Propheten und Seher — ziehe mit Gott Jakobus!" Felix zieht nach Ägypten und in die Wüſte. Heimgekehrt, bringt er Grüße von Jeruſalem und von der Heide des Jordans. Den Nachbarn erzählt er von dem gelobten Lande, wie er dort geweſen, wie er Jeruſalem und Bethlehem geſehen habe, wie er auf

dem Tabor gesessen, sich in dem Jordan gewaschen. — — Den Sinai habe er gesehen, den furchtbar zerklüfteten Berg . . ., getrocknete Blumen habe er und Kräuter aus jenem Lande, und Fußtritte des Herrn . . . Dereinst aber soll er vor dem ewigen Richter treten und sagen können: „Herr, ich konnte nicht anders, als dein Pfund pflegen, das du mir anvertraut hast."

Die Bibel begleitet Stifter auf allen seinen Lebenswegen. In den meisten seiner Dichtungen schimmert stilistisch ihr Einfluß durch. Immer sind ihm passende Stellen aus der Heiligen Schrift gegenwärtig. Über die Schwelle des Greisenalters hinaus bleibt sie seinem Gedächtnis getreu, unverwelklich in Jugendfrische.

In der gefährlichsten Zeit des Lebens, die jeder gereifte Mensch einmal durchgemacht hat, in den Jahren der letzten Jugendentwicklung, da alte Grundsätze ins Wanken geraten und neue aus dem unerschöpflichen Grunde der Seele emporsteigen, da eine Umwertung aller Begriffe erfolgt und der aufstrebende Geist Rätseln gegenübersteht, die er früher als Kind so einfach gelöst hat und nun nicht mehr zu lösen vermag, bewährt sich der echte Charakter. Frühgeniale, verworrene Naturen, wie Günther und Waiblinger es gewesen waren, leiden Schiffbruch. Ein Mann wie Stifter konnte an innerer Klarheit nur gewinnen.

Bei den fortschrittlich gesinnten Mönchen im Stift Kremsmünster hatte er, als er ihr Gymnasium verlassen mußte, von dem Wesen der Kirche den besten Eindruck empfangen. Der schlichte, deutsche Charakter der Geistlichen, die das politische Treiben späterer Zeiten weder kannten noch ihm huldigten, mußte in

Stifter ein Idealbild des religiöſen Katholizismus erzeugen, wie es in Frankreich der Graf Montalembert, in Deutſchland Biſchof Sailer, in Italien der Prieſter Rosmini vertraten. Der Wiener Adel, in deſſen Kreiſen Stifter als Univerſitätsſtudent viel verkehrte, mußte ſeine religiöſen Anſchauungen nur beſtärken. In dieſem Adel lebte noch ein Stück des ſeligen Klemens Hofbauer, und auch jene Ariſtokraten, die vielleicht anders lebten, als ſie dachten, hüteten ſich, äußeres Ärgernis zu geben. Auf der Hochſchule ſelbſt lebte ein pedantiſcher Joſephinismus ſein kleinliches Scheindaſein. Die revolutionären Ideen der Burſchenſchafter Sand und Follen waren noch lange nicht hierher gedrungen.

Auch in ſeinem Mannesalter blieb Stifter dem Glauben ſeiner Kindheit treu. Als das Sturmjahr 1848 die Geiſter entflammte, wandte er ſich, gleich Grillparzer, entrüſtet ab. Aber während dieſer in antiker Ruhe die Grundſätze des klaſſiſchen Altertums der neuen Zeit entgegenhielt, flüchtete Stifter in den Schutz der katholiſchen Kirche. In einer Reihe von Aufſätzen nahm er zu den brennendſten Fragen Stellung. „Wer ſind die Feinde der Freiheit?“ behandelt das Problem, ob die Revolution zuläſſig ſei. Die Frage wird entſchieden verneint. Die „Sprachenverwirrung“ ergänzt die Antwort dahin, daß ein geſamtes Volk zum Regieren nicht berufen ſei. Im „Cenſus“ empfiehlt er das Klaſſenwahlſyſtem. Noch deutlicher tritt Stifters konſervative Natur in ſeinen „Mitteln gegen den ſittlichen Verfall der Völker“ hervor. „Die zwei Hauptmittelwege“, meint er, „ſind Kirche und

Schule. Die Kirche gibt dem Menſchen das heilige Gut der Religion, das Beſte, was die Erde hat, oder eigentlich den Himmel, der auf die Erde gekommen iſt. Aus Religion folgt Tugend von ſelber und alle Wege, die zu Ordnung und Recht führen. Daher iſt ein religiöſes Gemüt nicht nur das Heil des einzelnen, ſondern es führt auch zum Wohle aller. Unſere geſamte Prieſterſchaft hat daher den heiligen, verantwortlichſten Beruf, durch die eindringendſte Lehre und namentlich durch das edelſte Beiſpiel die echte Religioſität zu begründen und zu verbreiten."

Je mehr die Aufregung der Völker wuchs, je zerrütteter die Zeitlage wurde, je unglücklicher das große deutſche Vaterland, dem Stifter, der allzeit getreue Altöſterreicher, mit begeiſterter Liebe anhing, allen Patrioten erſcheinen mußte, deſto kräftiger wuchs in ſeinem Herzen die religiöſe Überzeugung, deſto kirchengläubiger wurde ſein Gemüt. In demſelben Maße, in dem er ſeiner Leidenſchaft Herr wird, nimmt ſeine katholiſche Weltanſchauung zu. In den letzten Jahren ſeines Lebens ſchreibt er die frömmſten Briefe an ſeine Gattin. Gebet und Arbeit gelten ihm als ſchönſte Lebensaufgabe. Am 12. November 1865 erinnert er die Gattin an den Jahrestag ihrer Vermählung: „Ich will an dem für uns ſo wichtigen Feſttage für uns beten und dann recht fleißig für Dich arbeiten," und am 15. November 1865 ſchreibt er ihr: „Ich ſage Dir den innigſten, treuherzigſten und heißeſten Dank für Deine liebevolle, feierliche und fromme Geſinnung, und ich glaube, außer dem Gebete zu Gott, das ich heute für Dich verrichtet habe, den Tag nicht

beſſer begehen zu können, als daß ſich Dir den Dank für Dein ſchönes Herz in dieſen Zeilen ausdrücke. Ich habe eigens dieſen Tag für die Darlegung meines Herzens beſtimmt . . . Wenn Du Gott anrufſt, daß er uns noch eine Zeit miteinander vereint leben laſſen möchte, ſo iſt dies auch mein Anliegen an den allmächtigen Herrn des Himmels . . . Laſſe uns aber bei unſeren Bitten an Gott immer dazu ſagen: Dein, nicht unſer Wille, Herr, geſchehe. Was er über uns verfügt, iſt zu unſerem Heile, und ich empfinde an dieſem feierlichen Tage recht lebhaft, daß meine lange Krankheit und unſere Trennung, womit uns der Vater im Himmel heimgeſucht hat, auch zu unſerem Heile iſt." Einige Tage ſpäter, am 20. November 1865 ſpricht Stifter von dem Krankſein in der gleichen religöſen Geſinnung: „Die lange Krankheit iſt eine Heimſuchung, die den Übermut und die Sorgloſigkeit, in die uns lange Geſundheit und lange glückliche Tage einwiegen, unterbricht, unſeren Blick auf uns ſelbſt und auf Gott wendet, uns unſere Fehler einſehen läßt und uns auf die Bahn des Beſſeren bringt."

Gern und häufig beſucht Stifter die Kirche, um in ihr, wie er ſelbſt ſagt, „ſeine kirchlichen Gedanken zu haben". Immer und immer wieder preiſt er die Wunder der Schöpfung und Gott, der alles gemacht hat, und es iſt ihm ein heiliges Gebet in ſeinem Innern.

Und dennoch, trotz dieſes ausgeprägten Katholizismus, war Stifter den Konſervativen ſeiner Zeit zu liberal. Er konnte ſich eben nicht entſchließen, ſein Glaubensleben politiſchen Dogmen zu opfern. Seine Kirche war ihm zu groß und zu heilig, als daß er ſie

dem Alltag je hätte ausliefern können. Aus seiner religiösen Gesinnung wollte er niemals einen irdischen Vorteil ziehen.

Richtig und schön hatte Josef Freiherr von Eichendorff Stifters „Studien", das reichste Bekenntnis seines Lebens, charakterisiert: „Vom Katholizismus ist unseres Erinnerns in dem Buche nirgends ausdrücklich die Rede; aber eine allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an dem mißt, das allein des Lebens wert ist, und die wir heutzutage getrost eine katholische nennen dürfen, umgibt das Ganze wie die unsichtbare Luft, die jeder atmet, ohne es zu merken. Und das ist ja eben das poetische Geheimnis des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und klingend nach oben zu wenden."

Stifter gehörte zu jener geheimen christlichen Friedenskirche, der eine Reihe namhafter deutscher Dichter und Zeitgenossen ihr Herzensasyl verdankten. Droste-Hülshoff, Jeremias Gotthelf, Mörike waren in gewissem Sinne alle Stifters Glaubensgenossen. Liberaler als Eichendorff, erkannte auch er trotz seines Katholizismus nur eine einzige Literatur und Literaturgeschichte an. Er polemisiert gegen Eichendorffs historische Auffassung, obwohl er die Möglichkeit eines Irrtums in seinen eigenen Ansichten billigerweise zugibt: „Ich mag unrecht haben, aber in der Kunst erscheint mir der katholische Standpunkt doch nur *einer*, ich glaube, die Kunst soll das Leben der gesamten

Menſchheit faſſen, vielleicht heißt er das katholiſch, dann habe ich von katholiſch nicht den rechten Begriff."

Stifters Weltauffaſſung war weitherzig, groß und klar wie jene Goethes. Daran änderte auch ſein perſönliches Bekenntnis nichts, und darum wird er ſtets auch allen Deutſchen ohne Unterſchied der konfeſſionellen Anſchauungen wert und teuer ſein. Nicht umſonſt verehrte er in Goethe mehr als den bloßen Dichtergenius, er ſuchte ihn auch als Menſchen zu verſtehen. Wenn dieſer im „Wilhelm Meiſter" ſagt: „Was iſt das höchſte Glück des Menſchen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut anſehen, daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unſeren Zwecken ſind," ſo erkennen wir das gleiche Streben bei Stifter. Der Menſch lebe, ſo meint er einmal, nur ein einziges Menſchenleben. „In dieſem ſoll er vor ſeinem Gott den ganzen Kreis menſchlicher Pflichten und menſchlicher Freuden erfüllen." Menſch zu ſein iſt im Grunde genommen auch für Stifter alles. An keiner Äußerlichkeit bleibt er haften. Immer dringt er in die Tiefe, in das Eigentliche und Weſentliche. So wird er jedem gerecht und erhebt ſich über die engen Schranken zeitlicher und perſönlicher Befangenheit zu den reinen Höhen einer großen, univerſellen Weltanſchauung.

„Meine Bücher ſind nicht Dichtungen allein, ſondern als ſittliche Offenbarungen, als mit ſtrengem Ernſte bewahrte menſchliche Würde, haben ſie einen Wert, der bei unſerer elenden, frivolen Literatur länger bleiben wird als der poetiſche."

Stifter.

Als Stifter in die Literatur eintrat, hatte die Romantik ihre Herrſchaft über die öffentliche Meinung längſt eingebüßt. Unbarmherzig rottete das junge Deutſchland auch die letzten Reſte der romantiſchen Vergangenheit aus. Mit denſelben Mitteln, mit denen einſt der Klaſſizismus vom Throne geſtürzt worden war, aber nur draſtiſcher, lärmender, gewaltſamer arbeiteten die jungdeutſchen Dichter und Denker, um die breiten Maſſen des Bürgertums neuerdings zu emanzipieren und ihm die phrygiſche Freiheitsmütze aufs Haupt zu zwingen. Noch lebten ruhmreiche Genoſſen des Heidelberger Kreiſes und traten mahnend, warnend und richtend vor ihre Mitwelt hin. Aber damit begaben auch ſie ſich in die politiſche Arena. Eichendorffs Gedichte, die damals zum erſten Male geſammelt erſchienen, waren in dieſer Ausgabe nicht ganz frei von konſervativen Parteitendenzen, und gar Görres ſprühte Feuer und

Flammen aus den gelben Heften ſeiner „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter". Uhland wieder ſchmiedete an dem unſeligen Ring der deutſchen Einheit, wenn auch liberaler als die meiſten Romantiker, ſo doch politiſch durch und durch. Tieck, der lebensſtarke Führer der älteſten Schule, der die praktiſche Fähigkeit beſaß, ſich veränderten Zeitverhältniſſen nach Möglichkeit anzupaſſen, hielt ſich in ſeiner Dresdener Einſiedelei ruhig zurück, während der myſtiſch-magiſche Flügel der Romantik in Kloſterbruderſtimmungen ſein Heil ſuchte, weltfern und weltvergeſſen bei ekſtatiſchen Frauen den Glauben der Kindheit wiederfand. So hatte es wirklich allen Anſchein, als ob die proſkribierte Romantik, die naive, tendenzloſe Muſe, bald in den letzten Zügen liegen würde.

Aber mitten in dieſen Wirrniſſen, räumlich weit voneinander getrennt, träumte ein glänzender Nachwuchs den alten, unvergänglichen Wundertraum von der blauen Blume. Droſte-Hülshoff, Mörike und Stifter entwickelten ſich unbewußt als echte Sproſſen der großen romantiſchen Familie, deren Geiſt das beginnende zwanzigſte Jahrhundert von neuem ergreifen, durchdringen und befreien ſollte.

Die vom Peſthauch der modernen Großſtadt, einem Erzeugnis jener Zeit, noch unberührten Kinder der roten Erde, Schwabens und des Böhmerwaldes reichten ſich im Geiſte die Hand zu einem neuen Bunde poetiſcher Erlöſung. Stifter war als Dichter der glücklichſte von ihnen. Gleich ſeine erſte Novelle war eine Tat, die ihm ein weites Publikum eroberte. Droſte-Hülshoff, die königliche Seherin unter den

„Die größte Begabung, der höchste Glanz des Geistes, der die Menschen in Staunen setzt, ist ein Sandkorn, ja ist nichts gegen die tiefe Liebe und Reinheit des Gemütes."

Stifter.

Mit Stifters Charakter hängt seine Weltanschauung auf das innigste zusammen. In seinem Gemüte wurzelte ihr geheimstes Wesen.

Von katholischen Eltern geboren, in einer Gegend aufgewachsen, die noch heute den konservativsten Anschauungen huldigt, bis an sein Ende ein, wenn auch im besten Sinn, vormärzlicher Österreicher galt Stifter zeitlebens als Katholik. Er war es in der Tat. Aber wir müssen gleich hinzusetzen, im persönlichsten Sinne, in der freiheitlichsten, menschlichsten Bedeutung.

Natürliche Religiosität atmete schon seine ganze Erziehung. Den größen Einfluß auf seine frühe Jugend übte in dieser Hinsicht seine Großmutter aus. Sie war von bibelfestem Stamm. Im „Heidedorf" tritt sie uns entgegen und Felix darin ist der junge Stifter selbst. Völlig biblisch sind Stimmung und Ausdruck. Seinen Helden möchte der Dichter, wenn es ihm erlaubt wäre, „mit jenem Hirtenknaben aus den heiligen Büchern" vergleichen, „der auch auf der Heide vor Bethlehem sein Herz fand,

ſeinen Gott und die Träume der künftigen Königsgröße". Er läßt ihn auf eine Steinplatte ſteigen, unten ſieht dieſer dann im Geiſte „die Könige und Richter und das Volk und die Heerführer und Kinder und Kindeskinder, zahlreich wie der Sand am Meere". Felix beſchreibt ihnen „das gelobte Land", verheißt ihnen Heldentaten und zeigt ihnen endlich „das ganze Land der Väter", oder baut aus kleinen Steinen des Roßbergs Babylon und verkündet den Heuſchrecken und Käfern ſeinen Untergang, „wie es ja Daniel längſt vorhergeſagt hat". Oder er „gräbt den Jordan ab, das iſt der Bach, der von der Quelle fließt".

Eine wunderliche Liebe hegt er zur Großmutter. „Das alte Weib hatte in ihrem Leben voll harter Arbeit nur ein einziges Buch geleſen, die Bibel. Aber in dieſem Buche las und dichtete ſie ſiebzig Jahre. Jetzt tat ſie es zwar nicht mehr, verlangte auch nicht mehr, daß man ihr vorleſe, aber ganze Prophetenſtellen ſagte ſie laut her, und in ihrem Weſen war Art und Weiſe jenes Buches ausgeprägt, ſo daß zuletzt ſelbſt ihre gewöhnliche Redeweiſe etwas Fremdes und gleichſam Morgenländiſches zeigte." Als Felix von der Großmutter Abſchied nimmt, ruft ſie ihm wie ihrem Sohne zu: „Ich habe dich mit Schmerzen geboren, aber dir auch Gaben gegeben, zu werden, wie einer der Propheten und Seher — ziehe mit Gott Jakobus!" Felix zieht nach Ägypten und in die Wüſte. Heimgekehrt, bringt er Grüße von Jeruſalem und von der Heide des Jordans. Den Nachbarn erzählt er von dem gelobten Lande, wie er dort geweſen, wie er Jeruſalem und Bethlehem geſehen habe, wie er auf

dem Tabor geſeſſen, ſich in dem Jordan gewaſchen. — — Den Sinai habe er geſehen, den furchtbar zerklüfteten Berg . . ., getrocknete Blumen habe er und Kräuter aus jenem Lande, und Fußtritte des Herrn . . . Dereinſt aber ſoll er vor dem ewigen Richter treten und ſagen können: „Herr, ich konnte nicht anders, als dein Pfund pflegen, das du mir anvertraut haſt.“

Die Bibel begleitet Stifter auf allen ſeinen Lebenswegen. In den meiſten ſeiner Dichtungen ſchimmert ſtiliſtiſch ihr Einfluß durch. Immer ſind ihm paſſende Stellen aus der Heiligen Schrift gegenwärtig. Über die Schwelle des Greiſenalters hinaus bleibt ſie ſeinem Gedächtnis getreu, unverwelklich in Jugendfriſche.

In der gefährlichſten Zeit des Lebens, die jeder gereifte Menſch einmal durchgemacht hat, in den Jahren der letzten Jugendentwicklung, da alte Grundſätze ins Wanken geraten und neue aus dem unerſchöpflichen Grunde der Seele emporſteigen, da eine Umwertung aller Begriffe erfolgt und der aufſtrebende Geiſt Rätſeln gegenüberſteht, die er früher als Kind ſo einfach gelöſt hat und nun nicht mehr zu löſen vermag, bewährt ſich der echte Charakter. Frühgeniale, verworrene Naturen, wie Günther und Waiblinger es geweſen waren, leiden Schiffbruch. Ein Mann wie Stifter konnte an innerer Klarheit nur gewinnen.

Bei den fortſchrittlich geſinnten Mönchen im Stift Kremsmünſter hatte er, als er ihr Gymnaſium verlaſſen mußte, von dem Weſen der Kirche den beſten Eindruck empfangen. Der ſchlichte, deutſche Charakter der Geiſtlichen, die das politiſche Treiben ſpäterer Zeiten weder kannten noch ihm huldigten, mußte in

Stifter ein Idealbild des religiösen Katholizismus erzeugen, wie es in Frankreich der Graf Montalembert, in Deutschland Bischof Sailer, in Italien der Priester Rosmini vertraten. Der Wiener Adel, in dessen Kreisen Stifter als Universitätsstudent viel verkehrte, mußte seine religiösen Anschauungen nur bestärken. In diesem Adel lebte noch ein Stück des seligen Klemens Hofbauer, und auch jene Aristokraten, die vielleicht anders lebten, als sie dachten, hüteten sich, äußeres Ärgernis zu geben. Auf der Hochschule selbst lebte ein pedantischer Josephinismus sein kleinliches Scheindasein. Die revolutionären Ideen der Burschenschafter Sand und Follen waren noch lange nicht hierher gedrungen.

Auch in seinem Mannesalter blieb Stifter dem Glauben seiner Kindheit treu. Als das Sturmjahr 1848 die Geister entflammte, wandte er sich, gleich Grillparzer, entrüstet ab. Aber während dieser in antiker Ruhe die Grundsätze des klassischen Altertums der neuen Zeit entgegenhielt, flüchtete Stifter in den Schutz der katholischen Kirche. In einer Reihe von Aufsätzen nahm er zu den brennendsten Fragen Stellung. „Wer sind die Feinde der Freiheit?“ behandelt das Problem, ob die Revolution zulässig sei. Die Frage wird entschieden verneint. Die „Sprachenverwirrung“ ergänzt die Antwort dahin, daß ein gesamtes Volk zum Regieren nicht berufen sei. Im „Census“ empfiehlt er das Klassenwahlsystem. Noch deutlicher tritt Stifters konservative Natur in seinen „Mitteln gegen den sittlichen Verfall der Völker“ hervor. „Die zwei Hauptmittelwege“, meint er, „sind Kirche und

Schule. Die Kirche gibt dem Menschen das heilige Gut der Religion, das Beste, was die Erde hat, oder eigentlich den Himmel, der auf die Erde gekommen ist. Aus Religion folgt Tugend von selber und alle Wege, die zu Ordnung und Recht führen. Daher ist ein religiöses Gemüt nicht nur das Heil des einzelnen, sondern es führt auch zum Wohle aller. Unsere gesamte Priesterschaft hat daher den heiligen, verantwortlichsten Beruf, durch die eindringendste Lehre und namentlich durch das edelste Beispiel die echte Religiosität zu begründen und zu verbreiten."

Je mehr die Aufregung der Völker wuchs, je zerrütteter die Zeitlage wurde, je unglücklicher das große deutsche Vaterland, dem Stifter, der allzeit getreue Altösterreicher, mit begeisterter Liebe anhing, allen Patrioten erscheinen mußte, desto kräftiger wuchs in seinem Herzen die religiöse Überzeugung, desto kirchengläubiger wurde sein Gemüt. In demselben Maße, in dem er seiner Leidenschaft Herr wird, nimmt seine katholische Weltanschauung zu. In den letzten Jahren seines Lebens schreibt er die frömmsten Briefe an seine Gattin. Gebet und Arbeit gelten ihm als schönste Lebensaufgabe. Am 12. November 1865 erinnert er die Gattin an den Jahrestag ihrer Vermählung: „Ich will an dem für uns so wichtigen Festtage für uns beten und dann recht fleißig für Dich arbeiten," und am 15. November 1865 schreibt er ihr: „Ich sage Dir den innigsten, treuherzigsten und heißesten Dank für Deine liebevolle, feierliche und fromme Gesinnung, und ich glaube, außer dem Gebete zu Gott, das ich heute für Dich verrichtet habe, den Tag nicht

beſſer begehen zu können, als daß ſich Dir den Dank für Dein ſchönes Herz in dieſen Zeilen ausdrücke. Ich habe eigens dieſen Tag für die Darlegung meines Herzens beſtimmt . . . Wenn Du Gott anrufſt, daß er uns noch eine Zeit miteinander vereint leben laſſen möchte, ſo iſt dies auch mein Anliegen an den allmächtigen Herrn des Himmels . . . Laſſe uns aber bei unſeren Bitten an Gott immer dazu ſagen: Dein, nicht unſer Wille, Herr, geſchehe. Was er über uns verfügt, iſt zu unſerem Heile, und ich empfinde an dieſem feierlichen Tage recht lebhaft, daß meine lange Krankheit und unſere Trennung, womit uns der Vater im Himmel heimgeſucht hat, auch zu unſerem Heile iſt." Einige Tage ſpäter, am 20. November 1865 ſpricht Stifter von dem Krankſein in der gleichen religiöſen Geſinnung: „Die lange Krankheit iſt eine Heimſuchung, die den Übermut und die Sorgloſigkeit, in die uns lange Geſundheit und lange glückliche Tage einwiegen, unterbricht, unſeren Blick auf uns ſelbſt und auf Gott wendet, uns unſere Fehler einſehen läßt und uns auf die Bahn des Beſſeren bringt."

Gern und häufig beſucht Stifter die Kirche, um in ihr, wie er ſelbſt ſagt, „ſeine kirchlichen Gedanken zu haben". Immer und immer wieder preiſt er die Wunder der Schöpfung und Gott, der alles gemacht hat, und es iſt ihm ein heiliges Gebet in ſeinem Innern.

Und dennoch, trotz dieſes ausgeprägten Katholizismus, war Stifter den Konſervativen ſeiner Zeit zu liberal. Er konnte ſich eben nicht entſchließen, ſein Glaubensleben politiſchen Dogmen zu opfern. Seine Kirche war ihm zu groß und zu heilig, als daß er ſie

dem Alltag je hätte ausliefern können. Aus seiner religiösen Gesinnung wollte er niemals einen irdischen Vorteil ziehen.

Richtig und schön hatte Josef Freiherr von Eichendorff Stifters „Studien", das reichste Bekenntnis seines Lebens, charakterisiert: „Vom Katholizismus ist unseres Erinnerns in dem Buche nirgends ausdrücklich die Rede; aber eine allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an dem mißt, das allein des Lebens wert ist, und die wir heutzutage getrost eine katholische nennen dürfen, umgibt das Ganze wie die unsichtbare Luft, die jeder atmet, ohne es zu merken. Und das ist ja eben das poetische Geheimnis des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und klingend nach oben zu wenden."

Stifter gehörte zu jener geheimen christlichen Friedenskirche, der eine Reihe namhafter deutscher Dichter und Zeitgenossen ihr Herzensasyl verdankten. Droste-Hülshoff, Jeremias Gotthelf, Mörike waren in gewissem Sinne alle Stifters Glaubensgenossen. Liberaler als Eichendorff, erkannte auch er trotz seines Katholizismus nur eine einzige Literatur und Literaturgeschichte an. Er polemisiert gegen Eichendorffs historische Auffassung, obwohl er die Möglichkeit eines Irrtums in seinen eigenen Ansichten billigerweise zugibt: „Ich mag unrecht haben, aber in der Kunst erscheint mir der katholische Standpunkt doch nur *einer*, ich glaube, die Kunst soll das Leben der gesamten

Menſchheit faſſen, vielleicht heißt er das katholiſch, dann habe ich von katholiſch nicht den rechten Begriff."

Stifters Weltauffaſſung war weitherzig, groß und klar wie jene Goethes. Daran änderte auch ſein perſönliches Bekenntnis nichts, und darum wird er ſtets auch allen Deutſchen ohne Unterſchied der konfeſſionellen Anſchauungen wert und teuer ſein. Nicht umſonſt verehrte er in Goethe mehr als den bloßen Dichtergenius, er ſuchte ihn auch als Menſchen zu verſtehen. Wenn dieſer im „Wilhelm Meiſter" ſagt: „Was iſt das höchſte Glück des Menſchen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut anſehen, daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unſeren Zwecken ſind," ſo erkennen wir das gleiche Streben bei Stifter. Der Menſch lebe, ſo meint er einmal, nur ein einziges Menſchenleben. „In dieſem ſoll er vor ſeinem Gott den ganzen Kreis menſchlicher Pflichten und menſchlicher Freuden erfüllen." Menſch zu ſein iſt im Grunde genommen auch für Stifter alles. An keiner Äußerlichkeit bleibt er haften. Immer dringt er in die Tiefe, in das Eigentliche und Weſentliche. So wird er jedem gerecht und erhebt ſich über die engen Schranken zeitlicher und perſönlicher Befangenheit zu den reinen Höhen einer großen, univerſellen Weltanſchauung.

„Die größte Begabung, der höchste Glanz des Geistes, der die Menschen in Staunen setzt, ist ein Sandkorn, ja ist nichts gegen die tiefe Liebe und Reinheit des Gemütes."

Stifter.

Mit Stifters Charakter hängt seine Weltanschauung auf das innigste zusammen. In seinem Gemüte wurzelte ihr geheimstes Wesen.

Von katholischen Eltern geboren, in einer Gegend aufgewachsen, die noch heute den konservativsten Anschauungen huldigt, bis an sein Ende ein, wenn auch im besten Sinn, vormärzlicher Österreicher galt Stifter zeitlebens als Katholik. Er war es in der Tat. Aber wir müssen gleich hinzusetzen, im persönlichsten Sinne, in der freiheitlichsten, menschlichsten Bedeutung.

Natürliche Religiosität atmete schon seine ganze Erziehung. Den größen Einfluß auf seine frühe Jugend übte in dieser Hinsicht seine Großmutter aus. Sie war von bibelfestem Stamm. Im „Heidedorf" tritt sie uns entgegen und Felix darin ist der junge Stifter selbst. Völlig biblisch sind Stimmung und Ausdruck. Seinen Helden möchte der Dichter, wenn es ihm erlaubt wäre, „mit jenem Hirtenknaben aus den heiligen Büchern" vergleichen, „der auch auf der Heide vor Bethlehem sein Herz fand,

ſeinen Gott und die Träume der künftigen Königsgröße". Er läßt ihn auf eine Steinplatte ſteigen, unten ſieht dieſer dann im Geiſte „die Könige und Richter und das Volk und die Heerführer und Kinder und Kindeskinder, zahlreich wie der Sand am Meere". Felix beſchreibt ihnen „das gelobte Land", verheißt ihnen Heldentaten und zeigt ihnen endlich „das ganze Land der Väter", oder baut aus kleinen Steinen des Roßbergs Babylon und verkündet den Heuſchrecken und Käfern ſeinen Untergang, „wie es ja Daniel längſt vorhergeſagt hat". Oder er „gräbt den Jordan ab, das iſt der Bach, der von der Quelle fließt".

Eine wunderliche Liebe hegt er zur Großmutter. „Das alte Weib hatte in ihrem Leben voll harter Arbeit nur ein einziges Buch geleſen, die Bibel. Aber in dieſem Buche las und dichtete ſie ſiebzig Jahre. Jetzt tat ſie es zwar nicht mehr, verlangte auch nicht mehr, daß man ihr vorleſe, aber ganze Prophetenſtellen ſagte ſie laut her, und in ihrem Weſen war Art und Weiſe jenes Buches ausgeprägt, ſo daß zuletzt ſelbſt ihre gewöhnliche Redeweiſe etwas Fremdes und gleichſam Morgenländiſches zeigte." Als Felix von der Großmutter Abſchied nimmt, ruft ſie ihm wie ihrem Sohne zu: „Ich habe dich mit Schmerzen geboren, aber dir auch Gaben gegeben, zu werden, wie einer der Propheten und Seher — ziehe mit Gott Jakobus!" Felix zieht nach Ägypten und in die Wüſte. Heimgekehrt, bringt er Grüße von Jeruſalem und von der Heide des Jordans. Den Nachbarn erzählt er von dem gelobten Lande, wie er dort geweſen, wie er Jeruſalem und Bethlehem geſehen habe, wie er auf

dem Tabor geſeſſen, ſich in dem Jordan gewaſchen. — — Den Sinai habe er geſehen, den furchtbar zerklüfteten Berg . . ., getrocknete Blumen habe er und Kräuter aus jenem Lande, und Fußtritte des Herrn . . . Dereinſt aber ſoll er vor dem ewigen Richter treten und ſagen können: „Herr, ich konnte nicht anders, als dein Pfund pflegen, das du mir anvertraut haſt.“

Die Bibel begleitet Stifter auf allen ſeinen Lebenswegen. In den meiſten ſeiner Dichtungen ſchimmert ſtiliſtiſch ihr Einfluß durch. Immer ſind ihm paſſende Stellen aus der Heiligen Schrift gegenwärtig. Über die Schwelle des Greiſenalters hinaus bleibt ſie ſeinem Gedächtnis getreu, unverwelklich in Jugendfriſche.

In der gefährlichſten Zeit des Lebens, die jeder gereifte Menſch einmal durchgemacht hat, in den Jahren der letzten Jugendentwicklung, da alte Grundſätze ins Wanken geraten und neue aus dem unerſchöpflichen Grunde der Seele emporſteigen, da eine Umwertung aller Begriffe erfolgt und der aufſtrebende Geiſt Rätſeln gegenüberſteht, die er früher als Kind ſo einfach gelöſt hat und nun nicht mehr zu löſen vermag, bewährt ſich der echte Charakter. Frühgeniale, verworrene Naturen, wie Günther und Waiblinger es geweſen waren, leiden Schiffbruch. Ein Mann wie Stifter konnte an innerer Klarheit nur gewinnen.

Bei den fortſchrittlich geſinnten Mönchen im Stift Kremsmünſter hatte er, als er ihr Gymnaſium verlaſſen mußte, von dem Weſen der Kirche den beſten Eindruck empfangen. Der ſchlichte, deutſche Charakter der Geiſtlichen, die das politiſche Treiben ſpäterer Zeiten weder kannten noch ihm huldigten, mußte in

Stifter ein Idealbild des religiösen Katholizismus erzeugen, wie es in Frankreich der Graf Montalembert, in Deutschland Bischof Sailer, in Italien der Priester Rosmini vertraten. Der Wiener Adel, in dessen Kreisen Stifter als Universitätsstudent viel verkehrte, mußte seine religiösen Anschauungen nur bestärken. In diesem Adel lebte noch ein Stück des seligen Klemens Hofbauer, und auch jene Aristokraten, die vielleicht anders lebten, als sie dachten, hüteten sich, äußeres Ärgernis zu geben. Auf der Hochschule selbst lebte ein pedantischer Josephinismus sein kleinliches Scheindasein. Die revolutionären Ideen der Burschenschafter Sand und Follen waren noch lange nicht hierher gedrungen.

Auch in seinem Mannesalter blieb Stifter dem Glauben seiner Kindheit treu. Als das Sturmjahr 1848 die Geister entflammte, wandte er sich, gleich Grillparzer, entrüstet ab. Aber während dieser in antiker Ruhe die Grundsätze des klassischen Altertums der neuen Zeit entgegenhielt, flüchtete Stifter in den Schutz der katholischen Kirche. In einer Reihe von Aufsätzen nahm er zu den brennendsten Fragen Stellung. „Wer sind die Feinde der Freiheit?“ behandelt das Problem, ob die Revolution zulässig sei. Die Frage wird entschieden verneint. Die „Sprachenverwirrung“ ergänzt die Antwort dahin, daß ein gesamtes Volk zum Regieren nicht berufen sei. Im „Census“ empfiehlt er das Klassenwahlsystem. Noch deutlicher tritt Stifters konservative Natur in seinen „Mitteln gegen den sittlichen Verfall der Völker“ hervor. „Die zwei Hauptmittelwege“, meint er, „sind Kirche und

Schule. Die Kirche gibt dem Menschen das heilige Gut der Religion, das Beste, was die Erde hat, oder eigentlich den Himmel, der auf die Erde gekommen ist. Aus Religion folgt Tugend von selber und alle Wege, die zu Ordnung und Recht führen. Daher ist ein religiöses Gemüt nicht nur das Heil des einzelnen, sondern es führt auch zum Wohle aller. Unsere gesamte Priesterschaft hat daher den heiligen, verantwortlichsten Beruf, durch die eindringendste Lehre und namentlich durch das edelste Beispiel die echte Religiosität zu begründen und zu verbreiten."

Je mehr die Aufregung der Völker wuchs, je zerrütteter die Zeitlage wurde, je unglücklicher das große deutsche Vaterland, dem Stifter, der allzeit getreue Altösterreicher, mit begeisterter Liebe anhing, allen Patrioten erscheinen mußte, desto kräftiger wuchs in seinem Herzen die religiöse Überzeugung, desto kirchengläubiger wurde sein Gemüt. In demselben Maße, in dem er seiner Leidenschaft Herr wird, nimmt seine katholische Weltanschauung zu. In den letzten Jahren seines Lebens schreibt er die frömmsten Briefe an seine Gattin. Gebet und Arbeit gelten ihm als schönste Lebensaufgabe. Am 12. November 1865 erinnert er die Gattin an den Jahrestag ihrer Vermählung: „Ich will an dem für uns so wichtigen Festtage für uns beten und dann recht fleißig für Dich arbeiten," und am 15. November 1865 schreibt er ihr: „Ich sage Dir den innigsten, treuherzigsten und heißesten Dank für Deine liebevolle, feierliche und fromme Gesinnung, und ich glaube, außer dem Gebete zu Gott, das ich heute für Dich verrichtet habe, den Tag nicht

beſſer begehen zu können, als daß ich Dir den Dank für Dein ſchönes Herz in dieſen Zeilen ausdrücke. Ich habe eigens dieſen Tag für die Darlegung meines Herzens beſtimmt . . . Wenn Du Gott anrufſt, daß er uns noch eine Zeit miteinander vereint leben laſſen möchte, ſo iſt dies auch mein Anliegen an den allmächtigen Herrn des Himmels . . . Laſſe uns aber bei unſeren Bitten an Gott immer dazu ſagen: Dein, nicht unſer Wille, Herr, geſchehe. Was er über uns verfügt, iſt zu unſerem Heile, und ich empfinde an dieſem feierlichen Tage recht lebhaft, daß meine lange Krankheit und unſere Trennung, womit uns der Vater im Himmel heimgeſucht hat, auch zu unſerem Heile iſt." Einige Tage ſpäter, am 20. November 1865 ſpricht Stifter von dem Krankſein in der gleichen religöſen Geſinnung: „Die lange Krankheit iſt eine Heimſuchung, die den Übermut und die Sorgloſigkeit, in die uns lange Geſundheit und lange glückliche Tage einwiegen, unterbricht, unſeren Blick auf uns ſelbſt und auf Gott wendet, uns unſere Fehler einſehen läßt und uns auf die Bahn des Beſſeren bringt."

Gern und häufig beſucht Stifter die Kirche, um in ihr, wie er ſelbſt ſagt, „ſeine kirchlichen Gedanken zu haben". Immer und immer wieder preiſt er die Wunder der Schöpfung und Gott, der alles gemacht hat, und es iſt ihm ein heiliges Gebet in ſeinem Innern.

Und dennoch, trotz dieſes ausgeprägten Katholizismus, war Stifter den Konſervativen ſeiner Zeit zu liberal. Er konnte ſich eben nicht entſchließen, ſein Glaubensleben politiſchen Dogmen zu opfern. Seine Kirche war ihm zu groß und zu heilig, als daß er ſie

dem Alltag je hätte ausliefern können. Aus seiner religiösen Gesinnung wollte er niemals einen irdischen Vorteil ziehen.

Richtig und schön hatte Josef Freiherr von Eichendorff Stifters „Studien", das reichste Bekenntnis seines Lebens, charakterisiert: „Vom Katholizismus ist unseres Erinnerns in dem Buche nirgends ausdrücklich die Rede; aber eine allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an dem mißt, das allein des Lebens wert ist, und die wir heutzutage getrost eine katholische nennen dürfen, umgibt das Ganze wie die unsichtbare Luft, die jeder atmet, ohne es zu merken. Und das ist ja eben das poetische Geheimnis des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und klingend nach oben zu wenden."

Stifter gehörte zu jener geheimen christlichen Friedenskirche, der eine Reihe namhafter deutscher Dichter und Zeitgenossen ihr Herzensasyl verdankten. Droste-Hülshoff, Jeremias Gotthelf, Mörike waren in gewissem Sinne alle Stifters Glaubensgenossen. Liberaler als Eichendorff, erkannte auch er trotz seines Katholizismus nur eine einzige Literatur und Literaturgeschichte an. Er polemisiert gegen Eichendorffs historische Auffassung, obwohl er die Möglichkeit eines Irrtums in seinen eigenen Ansichten billigerweise zugibt: „Ich mag unrecht haben, aber in der Kunst erscheint mir der katholische Standpunkt doch nur einer, ich glaube, die Kunst soll das Leben der gesamten

Menſchheit faſſen, vielleicht heißt er das katholiſch, dann habe ich von katholiſch nicht den rechten Begriff."

Stifters Weltauffaſſung war weitherzig, groß und klar wie jene Goethes. Daran änderte auch ſein perſönliches Bekenntnis nichts, und darum wird er ſtets auch allen Deutſchen ohne Unterſchied der konfeſſionellen Anſchauungen wert und teuer ſein. Nicht umſonſt verehrte er in Goethe mehr als den bloßen Dichtergenius, er ſuchte ihn auch als Menſchen zu verſtehen. Wenn dieſer im „Wilhelm Meiſter" ſagt: „Was iſt das höchſte Glück des Menſchen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut anſehen, daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unſeren Zwecken ſind," ſo erkennen wir das gleiche Streben bei Stifter. Der Menſch lebe, ſo meint er einmal, nur ein einziges Menſchenleben. „In dieſem ſoll er vor ſeinem Gott den ganzen Kreis menſchlicher Pflichten und menſchlicher Freuden erfüllen." Menſch zu ſein iſt im Grunde genommen auch für Stifter alles. An keiner Äußerlichkeit bleibt er haften. Immer dringt er in die Tiefe, in das Eigentliche und Weſentliche. So wird er jedem gerecht und erhebt ſich über die engen Schranken zeitlicher und perſönlicher Befangenheit zu den reinen Höhen einer großen, univerſellen Weltanſchauung.

„Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein, sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde, haben sie einen Wert, der bei unserer elenden, frivolen Literatur länger bleiben wird als der poetische."

Stifter.

Als Stifter in die Literatur eintrat, hatte die Romantik ihre Herrschaft über die öffentliche Meinung längst eingebüßt. Unbarmherzig rottete das junge Deutschland auch die letzten Reste der romantischen Vergangenheit aus. Mit denselben Mitteln, mit denen einst der Klassizismus vom Throne gestürzt worden war, aber nur drastischer, lärmender, gewaltsamer arbeiteten die jungdeutschen Dichter und Denker, um die breiten Massen des Bürgertums neuerdings zu emanzipieren und ihm die phrygische Freiheitsmütze aufs Haupt zu zwingen. Noch lebten ruhmreiche Genossen des Heidelberger Kreises und traten mahnend, warnend und richtend vor ihre Mitwelt hin. Aber damit begaben auch sie sich in die politische Arena. Eichendorffs Gedichte, die damals zum ersten Male gesammelt erschienen, waren in dieser Ausgabe nicht ganz frei von konservativen Parteitendenzen, und gar Görres sprühte Feuer und

Flammen aus den gelben Heften ſeiner „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter“. Uhland wieder ſchmiedete an dem unſeligen Ring der deutſchen Einheit, wenn auch liberaler als die meiſten Romantiker, ſo doch politiſch durch und durch. Tieck, der lebensſtarke Führer der älteſten Schule, der die praktiſche Fähigkeit beſaß, ſich veränderten Zeitverhältniſſen nach Möglichkeit anzupaſſen, hielt ſich in ſeiner Dresdener Einſiedelei ruhig zurück, während der myſtiſch-magiſche Flügel der Romantik in Kloſterbruderſtimmungen ſein Heil ſuchte, weltfern und weltvergeſſen bei ekſtatiſchen Frauen den Glauben der Kindheit wiederfand. So hatte es wirklich allen Anſchein, als ob die proſkribierte Romantik, die naive, tendenzloſe Muſe, bald in den letzten Zügen liegen würde.

Aber mitten in dieſen Wirrniſſen, räumlich weit voneinander getrennt, träumte ein glänzender Nachwuchs den alten, unvergänglichen Wundertraum von der blauen Blume. Droſte-Hülshoff, Mörike und Stifter entwickelten ſich unbewußt als echte Sproſſen der großen romantiſchen Familie, deren Geiſt das beginnende zwanzigſte Jahrhundert von neuem ergreifen, durchdringen und befreien ſollte.

Die vom Peſthauch der modernen Großſtadt, einem Erzeugnis jener Zeit, noch unberührten Kinder der roten Erde, Schwabens und des Böhmerwaldes reichten ſich im Geiſte die Hand zu einem neuen Bunde poetiſcher Erlöſung. Stifter war als Dichter der glücklichſte von ihnen. Gleich ſeine erſte Novelle war eine Tat, die ihm ein weites Publikum eroberte. Droſte-Hülshoff, die königliche Seherin unter den

dichtenden Frauen Deutſchlands, konnte und kann nur ähnlich gearteten Gottſuchern angehören, Mörikes Verehrer ſind auch heute leider bloß unter literariſchen Feinſchmeckern zu ſuchen, Stifters Werke aber bilden ein Gemeingut des geſamten deutſchen Volkes. Hunderttauſende beſitzen ihn und werden ihn noch beſitzen.

Stifter in der Blütezeit ſeines Schaffens iſt durchaus Romantiker. Ausgehend von Tieck, dem Altmeiſter der deutſchen Novelle, von Jean Paul, dem genialen Baumeiſter verſchrobener epiſcher Labyrinthe, und ihrem tollſten Geiſterſeher, E. T. A. Hoffmann, ſchuf er in ſeinen „Studien", dem ſchönſten und reichſten Blütenkranz ſeines Ruhmes, etwas Neues, völlig Unerwartetes, etwas Großes im kleinen. Mit dem glühenden Herzen eines Jünglings und dem reſignierten Geiſt eines Mannes, der die erſten Stürme ſeines Lebens hinter ſich hat, ging er ans Werk.

„Meine ſämtlichen Schriften ſind, da ich für Taten keinen Raum finde, mein ſämtliches Leben." Dieſe Selbſtcharakteriſtik Lenaus kann in ähnlichem Ausmaß auch von Stifter gelten. Der „Kondor" iſt ſein erſtes freimütiges Bekenntnis. Der innere Konflikt zwiſchen dem ſchüchternen, beſcheidenen Maler Albrecht und der ſtolzen, kraftgenialen Kornelia, zwiſchen gereifter männlicher Geſchloſſenheit und übermütigem, weiblichem Ehrgeiz iſt nicht der einzige in dieſer leidenſchaftlich erregten Dichtung. Die menſchlichen Klaſſengegenſätze, die Standesvorurteile der vornehmen Geſellſchaft verſchärfen das Problem auch äußerlich. Ihnen unterliegt die heiße Liebe Albrechts und Kornelias. Das Weib begräbt in maßloſem Leid

das Glück des eigenen Lebens, der Mann aber — und der ist kein anderer als Stifter selbst — findet in der Entsagung, dieser herben Frucht trotzigen Selbstbewußtseins, eine neue Quelle der Läuterung seines vorwärts und aufwärts strebenden Charakters. Zwischen der Abfassung des „Rondors" und des ersten novellistischen Jugendversuches „Julius", der unvollendet blieb, liegt ein Zeitraum von dreizehn Jahren. Aus dem ungelenken Schüler Tiecks ist indes ein glühender Verehrer Jean Pauls geworden. Wichtige Motive entlehnt er ihm ohne Bedenken, lästige Kuriositäten ahmt er ihm nach, in der komplizierten Form der Darstellung folgt er ihm nur allzugerne, ja selbst das Jean Paulsche „Blumenstück" und „Fruchtstück" pflückt er aus dem wildverwachsenen Garten dieses Tausendkünstlers. Aber auch E. T. A. Hoffmann hat bei der Geburt des „Rondors" Pate gestanden. Der romantische Kater, ein Ableger des Katers Murr, die solenne Mondscheinszenerie, in der die Reize seines Charakters erst offenbar werden, bilden die stimmungsvolle Beigabe zu dieser schwerblütigen Schöpfung eines spätreifen Dichters. Trotz aller Anlehnung an fremde Vorbilder, trotz des schwärmerisch überquellenden Jugendstils, trotz des wenig befriedigenden Schlusses, der mehr dem Präludium für ein großes Werk als dem Ausgang einer kleinen Handlung entspricht, ist der „Rondor" eine vortreffliche Novelle. Der verheißungsvollen Ouverture sollte bald die ganze gewaltige Oper folgen.

Freilich in den „Feldblumen", dieser köstlichen Reminiszenz aus der Wiener Studentenzeit, diesen

loſen Tagebuchblättern eines endlich doch beglückten Bohemiens, finden wir den richtigen Anſchluß nicht. Die „Feldblumen“ dürften vielmehr, wenigſtens im Keime, früher entſtanden ſein als der „Kondor“. Stil und Stimmung erinnern beſtändig an Stifters Briefwechſel mit dem befreundeten Freiherrn von Brenner aus der Mitte der dreißiger Jahre, da er in der Heimat oft ſtundenlang unter wehenden Föhren oder blätternden Birken liegt, nichts lieſt als ſich ſelber, den ſeckigſten Bildern nachjagt und Gedichte macht, mit denen er ſich abends die Pfeife anzündet. Kein tragiſches Erlebnis ſtört die glücklichen Träumereien Lothars, der wieder ein Maler iſt und am Ende ſeine Angela heimführt. Sie iſt nach Jean Pauls „Levana“ erzogen worden, hat ſich Tiecks „Vittoria Accorombona“ zum Muſter genommen und bedeutet in allem das verkörperte weibliche Ideal. Soweit vermiſſen wir noch immer den eigentlichen Stifter.

Aber ſchon im „Heidedorf“, worin er die Geſchichte ſeiner Jugend mit den innigſten Umrißlinien und den leuchtendſten Farben eines Künſtlers darſtellt, dem Dichtung und Wahrheit eins ſind, hat der ſchüchterne Anfänger die willkürlich ſich ſelbſt errichteten Schranken durchbrochen, ſeinen eigenſten Wert entdeckt und ſich als Meiſter gefunden. Das „Heidedorf“ iſt nach Auguſt Sauer die erſte große Probe Stifterſcher Heimatſchilderung. „Vielleicht hat ihm ſchon hier der Vergleich mit fremden Landſchaften die Zunge gelöſt: Lenaus und Annettens Heidebilder und die Reiſebeſchreibungen bei Cooper, Irving und Sealsfield.“ Ein ſüßer, heimlicher Herzenston klingt aus

den Hecken und Hängen des „Heidedorfs“ wie der Abſchiedsgruß der eigenen ſeligen Kindheit. Felix, der Heideknabe, wandert in die Welt, dort ein Mann zu werden. In der Fremde lernt er ein Mädchen kennen, das ihn mit ſeiner Liebe beglückt. Gleichzeitig zieht ihn jedoch ein anderes himmliſches Weſen in ſeinen Bann. „Ein Geſchenk iſt ihm geworden, das den Menſchen hochſtellt und ihn doch verkannt macht unter ſeinen Brüdern — das einzige Geſchenk auf dieſer Erde, das kein Menſch von ſich weiſen kann. Auf der Heide hatte es begonnen, auf die Heide mußte er es zurücktragen. Bei wem eine Göttin eingekehrt iſt, lachenden Antlitzes, ſchöner als alles Irdiſche, der kann nichts anderes tun als ihr in Demut dienen.“ Felix verzichtet darum auf die Güter der Erde; treu ſich ſelbſt und ſeiner Kunſt, kehrt er in die Heimat zurück. Eine ſchwüle, ſchwere Gewitterluft brütet über der Landſchaft des Heidedorfs, das er nun wiederſieht. Auch in ſeiner Seele ſpürt er das Wetterleuchten nahender Entſcheidung. Und in der Tat! Seine ſelbſtgewählte Stellung in der Welt verhindert ſein Eheglück mit dem ſchönſten und beſten Mädchen. Auch dieſer Felix hatte ſeine Fanni verloren. Aber der Unglückliche ſcheitert nicht, er wird zum Helden. Er richtet ſich empor, und im tiefen, tiefen Schmerz iſt es ihm wie eine zuckende Seligkeit, die ihn belohnt.

Dem „Kondor“ als der Verheißung war das „Heidedorf“ als Erfüllung gefolgt. Nun brauchte der Dichter nur mehr auf der Höhe zu bleiben, und ſein Ruhm war geſichert. Im „Hochwald“ und in der

„Narrenburg“, die er in den Jahren 1842 und 1843 vollendete, erreichte er die Gipfel ſeiner Kunſt. In beiden Dichtungen greift er in die Vergangenheit zurück. Mit der einzigen Treue dichteriſcher Wahrheit läßt er alte Zeiten wiedererſtehen. Und neues Leben blüht aus den Ruinen der „Narrenburg“, auf deren Zinnen, um mit Eichendorff zu reden, die irdiſche Liebe fromm, heiter und einfach ihren bunten Brautkranz ausgehängt hat, während ſie mit ihrer Wehmut den ganzen „Hochwald“ wie in tiefes Abendrot verſenkt.

Mit Poſaunenſtößen hatte das junge Deutſchland der ganzen Welt den glänzenden Zauber der Großſtadt gepredigt, die romantiſche Waldeinſamkeit weidlich verſpottet und in die alten Burgen und Schlöſſer, die in der Gegenwart höchſtens für Räuber intereſſant ſein ſollten, das Sturmlied einer neuen Zeit geblaſen. Wer mochte, wer konnte da widerſtehen? Stifter wagte den Kampf und gewann. Aus ſeinen Kremsmünſterer Schulerinnerungen holte ſeine Phantaſie die unvergeßlichen Lederſtrumpfgeſchichten von neuem hervor. Nach der ſtillen Heldengröße des Hirſchtöters bildete er ſich eine neue Geſtalt. Die unendliche Majeſtät des amerikaniſchen Urwaldes glaubte er in den Rieſen ſeines heimatlichen Böhmerwaldes wiederzuerkennen. Um ſich ſelbſt zu befruchten, verſchmähte er auch die gangbarſte Unterhaltungsliteratur des Tages keineswegs. Die volkstümliche Geſpenſtergeſchichte vom „Freiſchütz“ ließ er auf ſich wirken. Auch die guten Geiſter der Romantik verließen ihn nicht. Aber das Beſte des „Hochwalds“ ſchöpfte er aus eigener Kraft.

Der Dreißigjährige Krieg ſchleudert ſeine düſter lohende Brandfackel in den tiefen Waldfrieden des Schloſſes Wittingshauſen, auf dem ein edler Freiherr mit ſeinen Töchtern Johanna und Klariſſa ſeit Jahren ein ſtilles Glück der Häuslichkeit genießt. Da die feindlichen Heere immer näher rücken, entſchließt er ſich, die Seinen in völlige Sicherheit zu bringen. In der Nähe des ſchwarzen Hochſees am Blöckenſtein, von allen Straßen weitab gelegen, überläßt er ſie der Obhut eines greiſen Dieners. Überwältigend iſt die Ruhe und Einſamkeit der Gegend, rührend der kindliche Sinn der beiden Mädchen. Aber um ſo gewaltiger hebt ſich von dieſem unvergleichlich einfachen und friedlichen Hintergrund das Walten der höchſten Leidenſchaft ab, die Klariſſas Herz durchwühlt. Ronald, der Sohn Guſtav Adolfs, der ſich einſt hoffnungslos von ihr getrennt hatte, naht ihr wieder. „Wie ſchwach und wie herrlich iſt der Menſch, wenn ein allmächtig Gefühl ſeine Seele bewegt und ihr mehr Schimmer und Macht verleiht, als im ganzen anderen toten Weltall liegt!“ Und allen Hinderniſſen zum Trotz feiern die beiden im verſchwiegenen Wald ihre geheime Verlobung. Der Zwang des Schickſals trennt ſie von neuem. Ronald muß zurück zu ſeinem Heere. In Freude und Leid gehen den Schweſtern nun die Tage dahin, je nachdem Hoffnung oder Furcht ihre Herzen erfüllt. Das unerbittliche Schickſal kennt kein Erbarmen. Das Schloß Wittingshauſen wird ein Raub der Flammen, der Vater und Ronald fallen im Kampfe. Und die Wucht dieſer Ereigniſſe zermalmt auch zwei ſchuldloſe Seelen unrettbar verloren für immer.

In der „Narrenburg“ konnte ſich der Dichter des „Hochwalds“ nicht mehr übertreffen. Iſt die Naturſchilderung in dieſer Studie vielleicht die ſchönſte in der deutſchen Erzählungsliteratur, ein Beiſpiel größter plaſtiſcher Begabung, die einem Dichter eignen kann, ſo treibt die Romantik der „Narrenburg“ wieder die üppigſten Sprößlinge einer glänzenden Phantaſie. Ein unnatürlicher Bann bedingt den Verfall des Geſchlechts Scharnarſt. Der Ahnherr des Hauſes hat den Beſitz des Gutes teſtamentariſch an die Ablegung und Erfüllung eines doppelten Schwures geknüpft. Jeder Erbe muß ſich verpflichten, ſeine Lebensgeſchichte eigenhändig aufzuzeichnen, ohne ein nennenswertes Ereignis zu unterdrücken; und um die abſtruſe Wolluſt noch weiter zu treiben, wird er gezwungen, alle vorhandenen Biographien ſeiner Vorgänger aufmerkſam zu leſen und getreulich aufzubewahren. Dadurch ſollen die Nachkommen gebeſſert werden. Allein das Gegenteil tritt ein. Die Burg verfällt. Das Geſchlecht gerät in Vergeſſenheit. Sein letzter Sproß iſt aus engen, bürgerlichen Verhältniſſen hervorgegangen und kommt zufällig zu dem ihm völlig unbekannten, verwitterten Haus ſeiner Ahnen. Der Volksmund nennt ſie die „Narrenburg“. Aus dem Archiv erfährt er, daß er ihr rechtmäßiger Beſitzer ſei. Und dieſes Glück iſt ihm die Quelle eines neuen, viel größeren, das jetzt ſein Leben krönt. In dieſe primitive Fabel, die von Tiecks „Klauſenburg“ und Hoffmanns „Majorat“ beeinflußt, der Idee der Schickſalstragödie bedenklich nahe kommt, iſt jedoch eine zweite Handlung eingeflochten, die dem Ganzen

ſeinen eigentlichen Reiz verleiht. Die Geſchichte des Grafen Jodok in der Chronik ſeines Hauſes leuchtet als zaubervolle Perle aus dem einfachen Schmuckkaſten dieſer Rahmenerzählung hervor. Die echt menſchliche Tragik der ſchon früher behandelten Ehebruchsſzene beweiſt wie keine zweite die Kraft des keuſchen Dichters, mit dem Licht ſeiner pſychologiſchen Erkenntnis in die dunkelſten Tiefen ſeeliſcher Verirrungen hinabzuleuchten, ohne daß es darin erliſcht. Stifter bleibt immer der objektive Künſtler und Charakter, der zwar ſein heißes Herzblut opfert, niemals aber ſeine Würde.

1841 begann Stifter eine größere Erzählung: „Die Mappe meines Urgroßvaters". Sie war und blieb ſein geiſtiges Schmerzenskind. Denn faſt bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens arbeitete er an ihr. Mehrere Faſſungen, voneinander weſentlich verſchieden, erſchienen im Druck. Sie iſt eine Art Chronik und ſollte ſpäter Roſeggers bedeutendſtem Werk, den „Schriften eines Waldſchulmeiſters" vorbildlich werden. In einer uralten Truhe ſeines Vaterhauſes findet der Dichter die Aufzeichnungen ſeines Urgroßvaters, der ein bekannter und begabter Arzt geweſen war. Was nun dieſer Doktor Auguſtinus ſeit ſeiner Prager Studentenzeit erlebt, wie er in einem einſamen Tal im Verkehr mit einem vielerfahrenen, edlen Obriſt zu einem wetterfeſten Charakter heranreift und ſchließlich Margarita, deſſen einzige Tochter, als Gattin heimführt, iſt eine rührend einfache Geſchichte, in der Stifter mit der Antike wetteifern wollte. An den unabläſſigen Änderungen der „Mappe" können

wir ſeinen geiſtigen Entwicklungsgang bis ins einzelne verfolgen. Deutlich wird uns Stifters wachſende Hinneigung zum Klaſſizismus offenbar. Langſam und allmählich wandelt er Goethes Spuren nach. Niemals freilich ſchwört er der Romantik, die ſeine Blütezeit erfüllt hat, völlig ab. So iſt die „Mappe“ für die Erkenntnis ſeines dichteriſchen Werdeganges von größtem Intereſſe.

Wie Schiller im „Wilhelm Tell“ eine Gegend ſchildert, die er nie geſehen, mit einem Volke lebt, leidet, kämpft und ſiegt, das er nur aus den Büchern der Geſchichte kennt, ſo wagt auch Stifers Gedankenflug im „Abdias“ eine neue, ihm völlig fremde Erde zu erfaſſen. Das Hiobsſchickſal des alten Juden in der troſtloſen Wüſte, der nach dem Tode der Gattin aus Liebe zu ſeinem einzigen wundervollen Kinde, zu Ditha, die unwirtliche Scheinheimat verläßt, um eine noch herzloſere, das moderne Europa, zu finden, wird zu einem ergreifenden Charaktergemälde verklärt. Ditha iſt blind. Sie kann die Schönheit der Natur nicht genießen. Ihr Vater iſt ihr einziger, ihr größter Schatz. Durch einen Blitz, der in ihrer Nähe einſchlägt, wird ſie eines Tages auf das heftigſte erregt und erlangt das Augenlicht, freilich nur für kurze Zeit. Denn bald darauf rafft ſie ein Blitzſchlag dahin in der Blüte ihrer Jugend. Im „Abdias“ ſteckt das ſtärkſte Bekenntnis des Stifterſchen Optimismus. Für ihn gibt es kein Fatum als letzte Unvernunft des Seins. Er iſt überzeugt von der alles erwägenden, alles beſtimmenden Gerechtigkeit Gottes. „Und haben wir dereinſt recht gezählt, und können wir die Zählung

überſchauen, dann wird für uns kein Zufall mehr erſcheinen, ſondern Folgen, kein Unglück mehr, ſondern nur Verſchulden.“ Die Entwicklung eines blinden, verzogenen Mädchens, die wachſende Verbitterung und Verhärtung eines mit dem Unglück unlösbar verknüpften männlichen Charakters ſtellte der Darſtellung des Dichters eine ſchwierige Aufgabe. Allein auch diesmal verſagte ſeine pſychologiſche Analyſe nicht. Je verwickelter ein Problem ſich zu geſtalten ſchien, deſto berufener war Stifter, es poetiſch zu löſen.

In den „Feldblumen“ hatte Stifter die Anſicht geäußert: „Außerordentliche Menſchen, Genies und Narren ſollten gar nicht heiraten . . .“ Der innere Kampf um Liebe und Ehe beſchäftigte ihn auch jetzt noch immer. Vor allem „Brigitta“ und „Das alte Siegel“ geben ſeiner damaligen Stimmung erſchütternden Ausdruck. Beide Erzählungen ſtehen in unleugbarer Wechſelbeziehung zueinander. Die unverſtandene Frau, jener Typus, der ſpäter durch Ibſen literariſch die kraſſeſte Geſtalt annehmen ſollte, beherrſcht die Handlung hier wie dort. Aber während Brigitta, ſchuldlos und im höchſten Sinne von heldenhafter Keuſchheit beſeelt, die Zeit abwartet, wo ihr rechtmäßiger Gatte wieder zur Erkenntnis ihrer Liebe gelangt, befreit ſich Cöleſte im „Alten Siegel“ heimlich von den drückenden Feſſeln und ſchenkt dem ahnungsloſen, unberührten Hugo Almot Seele und Leib. Brigittas Charakter wird belohnt, Cöleſte ſcheitert. Beide Male tritt das Kind als Frucht der alten gemeinſamen Liebe zwiſchen die Getrennten. Der Knabe

Brigittas fördert die Versöhnung, das Mädchen Cölestens aber vermag als natürliche Tochter Hugos den harten Sinn dieses in der Verteidigung seiner Ehre unbeugsamen Edelmanns nicht zu ändern. Hieronymus Lorm, dieser bedeutende Philosoph und Kritiker, sagt einmal: Lenz, Nacht, Sonne, Wintersturm im Menschenherzen, also die gesamte psychologische Welt erforsche und umsegle Stifters „Brigitta". Diese Erzählung ist auch weit selbständiger als „Das alte Siegel", in dessen erster Fassung vor allem Hoffmannsche Motive in Spukgestalten durcheinanderwirbeln und auch Tiecks und Jean Pauls Einflüsse deutlich hervortreten.

Ebenso erfüllt in Stifters folgender Erzählung „Der Hagestolz", der vollendeten Charakterstudie eines in seiner Jugend um die Liebe getäuschten starkmütigen Greises, echte Romantik die dichterische Phantasie. Tiecks Novelle „Der Alte vom Berge" und Jean Pauls „Hesperus" sind seine Vorläufer. Die ähnliche Gestalt eines Sonderlings, nur grotesker und komischer, zeichnet Stifter im „Waldsteig" als Tiburius Kneigt. Trotz dieser deutlichen Abhängigkeit von früheren romantischen Dichtungen begeht Stifter an seiner Originalität keinen Verrat. Den meist schattenhaften oder ironisierten Helden seiner Muster entsprechen bei ihm ernste, offenkundige, scharfumrissene Charaktere. Echte, verinnerlichte Leidenschaft statt unklar verworrener Affekte, eine in ihren intimsten Reizen erfaßte Landschaft als Untergrund an Stelle einer unplastischen, wie ein Irrlicht sich verlierenden Natur, das sind im wesentlichen die großen

Vorzüge Stifterſcher Eigenart. Aber einer Gefahr vermag ſie auch ſchon in den „Studien“ nicht völlig auszuweichen. Die Verſuchung, in behaglicher Breite zu erzählen, ſteigert ſich bei ihm und wird ſchließlich ſo ſtark und groß, daß er ihr erliegt. In den „Zwei Schweſtern“, die ſein muſikaliſches Gefühl in ein helles Licht ſetzen, mag man nur ungern die geſchloſſene Kürze der Novelle miſſen. Die 1853 in den „Bunten Steinen“ nach den „Studien“ geſammelten kleinen Erzählungen laſſen dieſen Mangel noch mehr verſpüren. Völlig aber weicht er in den großen Romanen ſeines Alters von der friſchen, lebhaften Darſtellungsweiſe, etwa der „Narrenburg“, ab.

Die alte und doch wieder ewig junge Geſchichte von dem armen Mädchen, das die Liebe eines hohen Herrn gewinnt und ſeines früheren Geliebten vergißt, dann freilich, als es ſein Ziel erreicht hat, ſeines ſcheinbaren Glückes nicht froh werden kann, erzählt „Der beſchriebene Tännling“, mit dem Stifter ſeine „Studien“ beſchließt. Der ganze Reiz der heimatlichen Landſchaft iſt über dieſe anmutige Erzählung ausgegoſſen, das Zeitkolorit des achtzehnten Jahrhunderts ausgezeichnet getroffen. Die Volksfeſte und Treibjagden ſchildert der Dichter mit einer Lebendigkeit, die bei jener ſich allmählich vorbereitenden Umwandlung in ſeinem Innern faſt wunder nimmt. Das Hohelied der Entſagung, mit der Stifter ſein perſönlichſtes Lebenswerk krönte, klingt aus dem „Beſchriebenen Tännling“ wieder. Er iſt der letzte ſeiner glühenden Abſchiedsgrüße an Fanni.

„Leidenſchaft iſt verächtlich, Mäßigung iſt Kraft, nicht Schwäche.“ Dieſem Grundſatz, der ſich bei Stifter immer mehr durchſetzt, entſprechen die „Bunten Steine“ vollauf. Ludwig Richter zeichnete in weſensverwandter Geſinnung das Titelblatt zu den anſpruchsloſen, urſprünglich für die heranwachſende Jugend beſtimmten Geſchichten, denen wiederum Erinnerungen aus dem eigenen Leben zugrunde liegen. Gleich die erſte, „Granit“, erzählt eine Begebenheit aus des Dichters früheſter Jugend, ſein erſtes ſchuldloſes Verſehen, das der gute Großvater gutzumachen ſucht. Und wie er dieſem alſo ein Denkmal ſetzt, erweiſt er ſich im „Kalkſtein“ ſeinem geiſtigen Wohltäter P. Plazidus Hall in Kremsmünſter dankbar. Der brave Pfarrer dieſer ſofort nach ihrem Erſcheinen im engliſchen „Athenäum“ bewunderten Erzählung, die Goldſmiths „Landprediger von Wakefield“ und Grillparzers „Armem Spielmann“ ebenbürtig an die Seite tritt, iſt ein innerer Held, der trotz ſeiner Not den Mitmenſchen alles aufopfert und noch im Tod der armen Kinder ſeiner Gemeinde gedenkt. Im Gegenſatz zu dem tiefen, ſüßen Frieden, der den „Granit“ und „Kalkſtein“ erfüllt, mahnt der „Turmalin“ nur allzuſehr an die düſtere, ſchwere Stimmung des „Alten Siegels“ und der „Narrenburg“. Stifter ſchildert darin den Verfall einer Familie, ausgehend von dem Ehebruch einer ſchönen Frau. Der unglückliche Gatte, ein angeſehener Rentner, wird trübſinnig und verſchwindet aus der Welt. Als Pförtner eines Herrenhauſes in einer Wiener Vorſtadt verbringt er ſein trauriges Daſein mit ſeiner geiſtig verkrüppelten

Tochter. In erbarmungsloſer Tragik löſt ſich das Geſchick dieſes echt Hoffmannſchen Charakters auf, und man fragt ſich vergeblich nach den Gründen, warum gerade er ſo ſchwer geprüft werden muß. Pſychopathiſch iſt die Dichtung von hohem Werte. Sie bekundet von neuem, daß auch die verworrenſten Nachtſeiten menſchlichen Seelenlebens Stifter kein Geheimnis waren, ſondern, beleuchtet von ſeinem überlegen ſcharfem Geiſte, wiedergegeben mit der wärmſten Teilnahme eines mitfühlenden Dichterherzens, in uns ſelbſt nur eine hohe und reine Wirkung auszulöſen imſtande ſind.

Einem Erlebnis am Hallſtätterſee verdankt die Idee zum „Bergkriſtall“ ihre Entſtehung. Die beiden Kinder, die in der Chriſtnacht den Weg nach Hauſe verfehlen und in ein Gletſchermeer geraten, ſchließlich aber gerettet werden, bilden bloß die paſſende Staffage zu dem großartigen Landſchaftsgemälde aus dem Eis- und Schneegebiet der Hochalpen. Die Naturſchilderung iſt hierin von einziger Eigenart, ſo daß des beſcheidenen Dichters Kleinmut nicht zu begreifen iſt. „Hätte ich,“ ſchreibt er in dieſem Sinne, „zum ‚Bergkriſtall‘ nur die Möglichkeit, in ſpäterer Zeit ihn noch einmal zu reinigen und zu faſſen, bei allen Himmelsmächten, ich bilde mir ein, er könnte noch ein Diamant werden.“ Er iſt es auch ſo, ohne daß Stifters Wunſch, die Erzählung umzuarbeiten, je in Erfüllung ging.

Eine Erinnerung an Stifters Ziehtochter, Juliane, die freiwillig einen frühen Tod in den Wellen der Donau fand, Reminiszenzen an das braune Mädchen

in Goethes „Wilhelm Meiſter“, an Hoffmanns „Fremdes Kind“ und „Die Elfen“ Tiecks liegen dem „Katzenſilber“ zugrunde. Das unbekannte, wunderbare, ſcheinbar heimatloſe Weſen, das von einer mitleidsvollen Familie aufgenommen wird, eines Tages aber unwiederbringlich verſchwindet, ſteht im Vordergrunde der von allem innigen Zauber der Waldeinſamkeit umfluteten einfachen Handlung.

In der „Bergmilch“, dem letzten der „Bunten Steine“, die Jean Pauls unabläſſigen, unveränderten Einfluß ſchon in der Wahl der einzelnen Titel verraten, iſt die hyperromantiſche Fabel alles, die Seelen- und Naturſchilderung verſchwindet völlig, nur der behagliche Humor dieſer krauſen Geſchichte mag uns mit ihr ſelbſt verſöhnen.

Noch eine Reihe weiterer kleinerer Erzählungen verfaßte der Dichter in der Folgezeit, aber nur in wenigen erreichte er annähernd die Höhe der „Studien“ wieder. Bedenklich machte ſich immer mehr ein ermüdender Altersſtil geltend. Große Romanpläne bemächtigten ſich ſeines Intereſſenkreiſes. Amtsſorgen und Krankheiten raubten ihm viele Mußeſtunden. Darum muß auch das Urteil über die Erzählungen, die Johannes Aprent nach Stifters Tod geſammelt hat, ganz anders lauten als es die zeitgenöſſiſche Kritik ausſprach. Ihrem mangelnden Verſtändnis für den Geſamtcharakter des Dichters iſt die lange literariſche Mißkennung Stifters zum größten Teile zuzuſchreiben. Ohne alle Mängel ſeiner nachgelaſſenen Schriften zu überſehen, erfreuen wir uns für allezeit des tollen „Prokopus“, der wie ein

Epilog der „Narrenburg“ dieſe anregend und wirkungsvoll ergänzt, und des lieblichen „Kuſſes von Senze“, um deſſentwillen ſchon auch dieſe Sammlung von Erzählungen unvergeſſen bleiben ſoll.

1857 vollendete Stifter den „Nachſommer“, jenen großen Bildungsroman, der in der langen Kette, die vom „Simplizius Simpliziſſimus“ über Goethes „Wilhelm Meiſter“, Jean Pauls „Titan“ und Mörikes „Maler Nolten“ zum „Grünen Heinrich“ herüberleitet, eines der edelſten Glieder bildet. Kein Geringerer als Nietzſche rühmte ſeinen hohen, ſtiliſtiſchen Wert, der ſeine Proſa als muſtergültig erſcheinen läßt. Der Held des „Nachſommers“ iſt im weſentlichen der Dichter ſelbſt. Wir ſehen Heinrichs Charakter und Schickſale von der früheſten Kindheit bis zur ſchließlichen Vermählung ſich entwickeln, wir bewohnen mit ihm das behaglich ſtille Elternhaus, wir begleiten ſeine vielen Fahrten und Wanderungen und empfangen gleich ihm die mannigfachſten pädagogiſchen Unterweiſungen in Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur, Lebensführung und Häuslichkeit. Sein Lieblingsaufenthalt iſt das Roſenhaus des Freiherrn von Riſach, ſeines väterlichen Freundes. Beide lieben einander auf das innigſte. Eines Tages erzählt ihm der alte Gaſtgeber auch die Geſchichte ſeiner Jugend. Dieſe Zwiſchenerzählung belebt die Darſtellung im „Nachſommer“ ungemein. Beſonders reizvoll iſt die eingeflochtene Liebesſzene, wohl aus der Rückerinnerung Stifters ſelbſt geboren. Die ſtarke, unauslöſchliche, tiefſinnige Zuneigung, die Leidenſchaft der Liebe führt den Freiherrn mit der verloren geglaubten Jugendgeliebten im

Alter wieder zuſammen. Einſt waren ſie, dem Gebot der Eltern folgend, auseinander gegangen, jetzt wiſſen ſie freiwillig zu entſagen, zufrieden mit der wechſelſeitigen Freundſchaft, die ſich vor allem in einer gemeinſamen, fürſorglichen Erziehung der ihnen anvertrauten Kinder äußert. Heinrichs Geliebte iſt Natalie, die der Freiherr nach dem Tode ihres Vaters, des Gatten ſeiner nunmehrigen Freundin, adoptiert hat. Die jugendliche Ehe der beiden verklärt den Nachſommer des Greiſes als ſpätgeſchautes Glück.

Der Held ſoll urſprünglich für keinen beſtimmten Beruf ausgebildet werden, ſondern vielmehr in der Selbſtbeſtimmung völlige Freiheit bekommen. Er wird in verſchiedenen Künſten und Wiſſenſchaften, aber auch in Sportgegenſtänden unterrichtet, um dereinſt nach ſeiner Neigung den paſſenden Beruf ſich wählen zu können. Charakteriſtiſch iſt da die Meinung des Freiherrn von Aſach, die er in Heinrichs Gegenwart ausſpricht: „Ich wiederhole, daß der Menſch ſeinen Lebensweg ſeiner ſelbſt willen zur vollſtändigen Erfüllung ſeiner Kräfte wählen ſoll . . . Es wäre die ſchwerſte Sünde, ſeinen Weg nur dazu zu wählen, wie man ſich oft ausdrückt, der Menſchheit nützlich zu werden. Man gäbe ſich ſelber auf und müßte in den meiſten Fällen ſein Pfund vergraben.“ Hier ſpricht Stifter dem Ausleben der eigenen Individualität das Wort, lange vor Nietzſche. Zwei Lebensideale ſcheint der Dichter in ſeinem Roman charakteriſieren zu wollen, im Freiherrn das Ideal ſeiner Perſönlichkeit ſelbſt, das Altersglück ſeines Nachſommers, in Heinrich das allgemein menſchliche Urbild eines verinnerlichten, nach

vollem Ausgleich aller Gegenſätze ſtrebenden Erdendaſeins. Selbſterlebniſſe und tatſächliche Geſtalten liegen der Handlung vielfach zugrunde. Gemeinſame Schickſale des Dichters und des damaligen Finanzminiſters Baumgartner verdichten ſich zur Lebensgeſchichte des Freiherrn von Risach. Die Dichterin Betty Paoli, der Salon der Fürſtin Schwarzenberg und dieſe ſelbſt, alles Erinnerungen Stifters an ſeine Wiener Zeit, ſind in einigen Szenen des „Nachſommers" wiederzuerkennen. Auch in ihm begegnen wir romantiſchen Einflüſſen. Goethes Stil und Romantechnik verleugnet er nicht. Offenbar wird uns Stifters großes Ziel, Goethe zu erreichen. Muß man den Dichter der „Studien" lieben, ſo kann man darum auch dem Schöpfer des „Nachſommers" die Treue halten.

Hatte ſich der Jugendſturm der Leidenſchaft in dieſem Roman zu leiſem Hauch geſtillt, im „Witiko", dem letzten und umfänglichſten Werke Stifters, iſt ſie völlig erloſchen. Langjährige geſchichtliche Studien, vielleicht auch ein gründliches Verſtändnis für Walter Scott müſſen wir beim Verfaſſer dieſes großangelegten Kulturgemäldes aus der Zeit der Blüte des Geſchlechts der Roſenberger vorausſetzen. Die Weltgeſchichte als ein Ganzes, auch die ungeſchriebene, iſt nach Stifters Meinung das künſtleriſcheſte Epos, und wenn Teile davon als Dichtung genommen werden, ſo ſind ſie am ſchönſten, wenn ſie einfältiglich herausgehoben und aus dem Munde des mitlebenden Volkes erzählt werden. Freilich Stifters Ehrfurcht vor der Wirklichkeit der geſchehenen Tatſachen iſt ſo groß, daß ſein „Witiko", ängſtlich behütet, die geſchichtlichen Schranken zu durch-

brechen, oft darauf verzichten muß, als Dichtung zu gelten. An ihm hat die herzerfrischende Stimmung des „Hochwalds“ keinen Anteil mehr, obwohl auch im „Witiko“ der heimatliche Böhmerwald den duftigen Hintergrund für die darin geschilderten Kriegsereignisse abgibt. Aus ihm hatte der Dichter dereinst seine beste und eigenste Kraft geschöpft, in ihm beschloß er auch sein letztes Werk. Sein unheilbares körperliches Leiden drückte seine Arbeitskraft. Bang und bebend fragte er sich oft, ob er es je werde vollenden können. Ein ganzer Mann — tat er auch als Dichter seine Pflicht. In diesem übermenschlichen, inneren Kampfe rang er seinen poetischen Kräften alles ab, was sie ihm noch zu geben vermochten. Als auch sie restlos aufgezehrt waren, nahm er Abschied von seiner Zeit. Ihn sollte fortan nur die Ewigkeit besitzen.

„Die Kunſt iſt nach der Religion das Höchſte, was der Menſch auf Erden hat.“

Stifter.

In dem berühmten Vorwort zu den „Bunten Steinen“ ſetzt Stifter ſein künſtleriſches Glaubensbekenntnis auseinander. Das Wehen der Luft, das Rieſeln des Waſſers, das Wachſen des Getreides, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Geſtirne hält er für groß. Das prächtig einhergehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuſer ſpaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerſpeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verſchüttet, hält er nicht für größer, ja er hält ſie für kleiner, weil ſie nur Wirkungen viel höherer Geſetze ſind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und ſind die Ergebniſſe einſeitiger Urſachen. Und dieſe Anſichten über das ſcheinbar Kleine als das wahrhaft Große überträgt Stifter von der äußeren auch auf die innere Natur des menſchlichen Geſchlechtes. Wenige Jahre vorher hatte der Präraffaelit John Ruskin merkwürdigerweiſe dieſelben Grundſätze in engliſcher Sprache ausgeſprochen. Auch nach ihm „tut ſich weder in den offenkundigen und lauten Offenbarungen der elementaren Energien, noch im Hagel-

ſchlag, nach im Treiben des Wirbelwinds der höchſte Charakter des Erhabenen kund. Gott iſt nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, ſondern im ſanften, ſtillen Sauſen . . . Die unaufdringliche Majeſtät iſt in der Tiefe, in der Ruhe, in dem Bleibenden.“ Damit huldigen ſowohl Stifter wie Ruskin einer eigenartigen Kunſtanſchauung, die ſie unabhängig voneinander in ihren äſthetiſchen Schriften zu begründen ſuchen. Ihr Zuſammenhang mit der ſchlichten, einfachen und beſcheidenen Richtung des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts offenbart auf das beſte ihren echt romantiſchen Charakter. Seit 1795, ſeit dem Erſcheinen der „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ von Wackenroder und Tieck, hatte die Romantik nicht nur in der Literatur, ſondern auch in der bildenden Kunſt ihren Siegeslauf angetreten. Der Antike wurde das deutſche Mittelalter, dem heidniſchen Geiſt des Klaſſizismus das Chriſtentum, der geleckten modernen Malerei des 18. Jahrhunderts Raffael, Leonardo da Vinci und vor allen Albrecht Dürer gegenübergeſtellt. Ja, allmählich ging man noch weiter. Man berief ſich auf deren Vorläufer als die urſprünglichen Erzeuger jener glänzenden Epoche. In den Augen der romantiſchen Künſtler war die Kunſt nichts anderes als die treue Dienerin der Religion, der Genuß edler Kunſtwerke galt auch ihnen als Gebet. Den eitlen Farbenprunk verachteten ſie. Ebenſo dachte Stifter. Wohl ſtand ſeine Anſchauungswelt dem klaſſiſchen Altertum nicht ferne, beſonders im Alter fühlte er ſich immer mehr von ihm angezogen, aber ſeine Romantik vertrug ſich damit.

In ſeiner ausgeglichenen Perſönlichkeit konnte er auch durch Jahrhunderte getrennte Kulturen verbinden. Beſtimmend für ſeine geſamte Kunſtanſchauung war ſeine Erziehung in einer geiſtlichen Anſtalt. Sie war religiös im katholiſchen Sinne und hatte ſo von vornherein die gleichen Ideale wie die Romantik auch der bildenden Künſte.

„Im zwölften Jahre kam ich," ſchreibt Stifter 1866 an G. F. Richter, „in die Benediktinerabtei Kremsmünſter in die lateiniſche Schule. Dort hörte ich zum erſten Male den Satz: Das Schöne ſei nichts anderes als das Göttliche im Kleide des Reizes dargeſtellt, das Göttliche aber ſei in dem Herrn des Himmels ohne Schranken, im Menſchen beſchränkt aber es ſei ſein eigentlichſtes Weſen und ſtrebe überall und unbedingt nach beglückender Entfaltung als Gutes, Wahres, Schönes in Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt, Lebenswandel. Dieſer Spruch, ſo ungefähr oder anders ausgeſprochen, traf den Kern meines Weſens mit Gewalt, und all mein folgendes Leben, ein zweiundzwanzigjähriger Aufenthalt in Wien, Beſtrebungen in Kunſt und Wiſſenſchaft, im Umgange mit Menſchen, in Amtstätigkeit führten mich zu demſelben Ergebniſſe, und jetzt im neunundfünfzigſten Jahre meines Lebens habe ich den Glauben noch; aber er iſt mir kein Glaube mehr, ſondern eine Wahrheit wie die Wahrheiten der Mathematik; ja noch mehr, denn die Wahrheiten der Mathematik ſind nur die unſeren Verſtandesgeſetzen entſprechenden Geſetze. Dieſe Wahrheit aber iſt unbedingt, oder Gott iſt nicht Gott." Mit dem großen Vorbild Tiecks und Wackenroders, mit

Raphael Santi aus Urbino machte ſich Stifter frühzeitig vertraut. In den dreißiger Jahren kopierte er die „Madonna im Grünen“ von Raffael und eine „Flucht nach Ägypten“ von einem ſeiner italieniſchen Epigonen. Allmählich wandte ſich Stifter jedoch den Niederländern zu. Wie Shakeſpeare für ſeine dichteriſche Entwicklung den Übergang von den Klaſſikern zur Romantik und von dieſer zum Klaſſizismus Goethes vermittelte, ſtanden jene nordiſchen Künſtler verſöhnend und überleitend zwiſchen ſeinen verſchiedenen Neigungen in der bildenden Kunſt.

Bis in Stifters letzte Lebensjahre laſſen ſich romantiſche Einflüſſe auf ſeine Kunſtanſchauung nachweiſen. Im „Nachſommer“ nennt er die Kunſt direkt einen „Zweig der Religion“, er feiert darin das „liebe, einfache, argloſe Gemüt“ der mittelalterlichen Kunſt. Die religiöſe Malerei ſtellt er am höchſten, nach ihr kommt ganz im Sinne der Romantik die Hiſtorienmalerei. „Selbſt das Landſchaftsbild“ — ſo folgerichtig ſind ſeine Grundſätze — „iſt als Bild eines göttlichen Werkes religiös, und es wird es deſto mehr und ſchöner, je tiefer es göttliches Walten darzuſtellen imſtande iſt.“

1847 überreichte Stifter ein Geſuch um Bewilligung öffentlicher Vorträge über Äſthetik an das „Vizedirektorat der philoſophiſchen Studien“ in Wien. Die Vorleſungen ſollten, vorbildlich für Beſtrebungen der Gegenwart, Perſonen beiderlei Geſchlechts zugänglich ſein. Zur Ausführung des Planes kam es allerdings nicht.

In der Folgezeit veröffentlichte er nun eine Reihe von kunſtkritiſchen Aufſätzen, die ſeine eigenen äſthe-

tiſchen Grundſätze mitteilten. Außer Jean Pauls „Vorſchule zur Äſthetik“ ſind Einflüſſe der Frühromantik darin nicht nachweisbar. Zu Jean Paul kehrt Stifter noch in ſeinem Alter gern zurück. Die Abſchnitte in der „Vorſchule“, die über das Lächerliche und den Humor handeln, zählt er zu dem Tiefſten, das je über dieſe Gegenſtände geſchrieben worden ſei. Mit Jean Paul bekämpft Stifter den bloßen Realismus, der nur für die Naturwiſſenſchaft Wert beſitzen könne, als bloße Laſt ebenſo ſehr wie den bloßen Idealismus als unſichtbaren Dunſt oder Narrheit.

In ſeinen zahlreichen Kunſtberichten, die Stifter zumeiſt in der „Linzer Zeitung“ veröffentlichte, intereſſiert uns beſonders ſeine innige, ja begeiſterte Anteilnahme an Schwinds Märchen und Führichs religiöſen Bildern. Darin zeigte er von neuem ſeine innerſte Weſensverwandtſchaft mit der Romantik. Allein nicht bloß als Kunſttheoretiker, ſondern auch als Maler ſelbſt kam er ihrem Charakter entgegen.

Eine Kunſtakademie hatte Stifter nie beſucht. Und doch war er auch in der bildenden Kunſt kein Dilettant. A. R. Hein, ſein liebevoller Biograph, urteilt richtig: „Mögen uns immerhin ſeine Zeichnungen durch ihre mühſam aneinandergeſtückelten, verzupften und zerzauſten Linien befremden, mögen wir auch die Empfindung nicht abwehren können, daß ſeine Aquarelle oft kindlich unbeholfen, in der Mache unfrei, im einzelnen hart und kleinlich ſind, und daß ſeine Ölmalereien zumeiſt durch das ſchichtenweiſe Übereinanderlegen der Töne die Ratloſigkeit deutlich machen welche das überzeugsvolle, friſche, flotte Hinſetzen feſter

und breiter Pinſelſtriche hindert, ſo geht doch aus der Betrachtung ſeiner, wenn auch häufig ganz unfertigen Blätter, eine Wärme und eine göttliche Innigkeit in unſer Gemüt, die uns ſonſt nur im Anſchauen der naiv empfundenen Tafeln der alten Meiſter bewegt."

Stifter liebte frei erfundene Ideal-Landſchaften, unbeſtimmbare, geheimnisvolle Stimmungen und erhabene Ausblicke darin. Er ſtrebte dabei die größte Sinnenfälligkeit an. Und da ihm die Natur nicht immer zu Gebote ſtand, ſo half er ſich in kindlicher Einfalt mit ſeltſamen Steinformationen, die er in ſeinem Zimmer aufſtellte, wenn er zerklüftete Kalkalpen oder das Hochgebirge darſtellen wollte. Die öde, ſchwermutvolle Verlaſſenheit einer einſamen Landſchaft, der geheimnisreiche Zauber der Vollmondnacht reizten ihn beſonders.

In Aquarellen und Ölbildern verherrlichte er vor allem die Schönheit der Alpen. Der Königsſee mit dem Watzmann, die Ramsau, die oberöſterreichiſchen Donauauen, der hohe Stauffen bei Salzburg, Steinbach am Atterſee, die Straßenau bei Linz und der ganze große Böhmerwald boten Stifter zahlreiche Motive von natürlich maleriſcher Wirkung. Das gewaltigſte ſeiner Gemälde iſt die „Ideale Landſchaft", jetzt im Beſitze des verdienſtvollen Stifterſammlers Adolf Bachofen von Echt in Wien. Hohe, unbeſteigbare Felſen, die in die Tiefe der Landſchaft reichen, umbrandet ein toſender Waſſerfall, deſſen Wucht durch gigantiſche Steinblöcke auf dem Grund erhöht wird. Die wilde Szenerie iſt durch den leuchtenden Schein

überflutenden Lichtes gemildert. In mächtigen Bogen strahlt und strömt aus diesem Bilde Bewegung, Leben und Kraft.

Stifter zeichnete und malte stets viel bis in die letzte Zeit seines Lebens. Doch vollendete er nur die wenigsten Bilder. Pedantisch war seine Arbeitsweise. In dem „Malertagebuch", das er in den fünfziger Jahren anlegte, finden wir selbst die Minuten verzeichnet, die er täglich seiner Kunst widmete. Er war damals völlig Ideenmaler. In römischen Ruinen suchte er „Die Vergangenheit" zu verkörpern, in griechischen Tempeltrümmern sah er „Die Heiterkeit", in einem Mondstück „Die Sehnsucht", im strömenden Wasser „Die Bewegung", in einem Schneebergsee fand er „Die Ruhe", in mondbeglänztem verfallenen Burggemäuer „Die Einsamkeit". Überall aus seinen dichterischen und malerischen Schöpfungen bricht am Ende die Naturbeseelung mit elementarer Gewalt hervor. Friedrich Ratzel zählt Stifter zu den seltenen Künstlern, die viel beobachtet haben und zugleich wissenschaftlich denken. Eben deshalb ist seine Stellung in der modernen Kunstgeschichte nicht leicht festzuhalten. Sein einfacher Charakter bedeutet im Grunde eine unauflösbare, vielseitige Erscheinung. Wer näher zusieht, wird in seinen Landschaftsbildern einen hohen und edlen Genuß verspüren.

Auch im Porträt versuchte sich Stifter, freilich mit weniger Erfolg. Noch geringere Bedeutung besitzen seine figuralen Darstellungen. Er hatte nie einen menschlichen Körper zeichnen gelernt und besaß von der Anatomie und der Proportionslehre zu un-

bedeutende Kenntniſſe, als daß er in dieſer Hinſicht jemals über die beſcheidenſten Anſätze hätte hinauskommen können.

Unaufhörlich ſtand Stifter mit bildenden Künſtlern im Verkehr. Der Hiſtorienmaler Peter J. N. Geiger, der auch einen Teil ſeiner Werke illuſtrierte, der Kupferſtecher Joſef Axmann, ſowie ſein Sohn Ferdinand, die Landſchafter Auguſt Piepenhagen und Heinrich Bürgel, der Genremaler Johann Fiſchbach, der Bildhauer Johann Rint genoſſen ſeine Freundſchaft. Ganz und gar Künſtler — ſuchte er auch ſein Inneres zu veredeln, und in dieſem Streben wuchs er, denn, wie Goethe in den Römiſchen Elegien ſagt, es „macht die Liebe, die Kunſt jegliches Kleine doch groß".

Wie Stifter ſein Heim äußerlich mit kunſtvollen alten Möbeln ausſtattete, deren koſtbare Pracht eigentlich nur ein Kenner zu würdigen vermochte, ſo häufte er in ſeinem Herzensſchrein die geläuterten Schätze ſeiner wachſenden Liebe zur geſamten Menſchheit.

„Der Unterricht iſt viel leichter als die Erziehung. Zu ihm darf man nur etwas wiſſen und es mitteilen können, zur Erziehung muß man etwas ſein.“
Stifter.

Stifter fühlte ſeit früher Jugend den Drang in ſich als Lehrer zu wirken. Schon den Beruf als Schriftſteller faßte er vorwiegend pädagogiſch auf. Seine „Studien“, die „Bunten Steine“, beſonders aber der „Nachſommer“ bezwecken eigentlich nichts anderes als die ſittlich-religiöſe und künſtleriſche Erziehung ſeiner Leſer. Jede bloße Unterhaltungslektüre war ihm verhaßt, auch die rein künſtleriſche Schöpfung der Phantaſie billigte er nicht. Ähnlich wie Jeremias Gotthelf, der ſeine Schriften nur aus moraliſchen Gründen verfaßte, hielt Stifter für die letzte und tiefſte Bedingung des Schriftſtellers, daß er ſeinen Charakter zur größtmöglichen Reinheit und Vollkommenheit heranbilde. Er verdammte die leere Phraſe, das hohle Schlagwort, den verderblichen Kitzel der Sinne; nur das Gute, Echte und wahrhaft Schöne ließ er gelten und ſtrebte ihm nach. Auch nicht den geringſten Teil ſeiner Überzeugung gab er preis. Pedantiſch war er ſich ſelbſt ein überaus ſtrenger Richter. Nach außen bewahrte er ſtets Selbſt-

beherrſchung, Milde, Gerechtigkeit. Seine Abſicht, Volk und Jugend zu bilden, verleugnete er nie. Er war zum Schulmann geboren.

Die Revolution des Jahres 1848 gab Stifter die die Anregung, über die Quellen und Urſachen der ungeordneten Verhältniſſe ſeines Vaterlandes nachzudenken. In einer Reihe ſozialpolitiſcher Aufſätze ſuchte er die Mittel und Wege anzudeuten, um der zerrütteten Zeitlage Herr zu werden. Als eine der wichtigſten Aufgaben betrachtete er die Vermehrung und Hebung der öffentlichen Schulen. Ein konſervativer Liberalismus, in ſeinen Erwägungen und Entſchlüſſen weitherzig genug, um der Reaktion mißliebig zu ſein, für die Radikalen wieder viel zu beſonnen und ruhig, machte ſich in dieſen Aufſätzen geltend. Mit erſchöpfender Gründlichkeit geht Stifter darin zu Werke. Mitunter von Jean Pauls „Levana“ beeinflußt, weiß er ſich überall in maßvollen Grenzen zu halten. Seine Erziehungsmethode hat natürlich einen ſtark religiöſen Inhalt. Wie er den Menſchen als das erſte und herrlichſte der ſichtbaren Geſchöpfe Gottes auffaßt, von dem es die Vernunft und das Erkennen beſitzt, ſo ſucht er aus dieſer Anſchauung die heilige Pflicht der Vervollkommnung für den einzelnen abzuleiten. Die Menſchheit, die ſich immer fort entwickelt, hat im Laufe der Zeit ſtaunenswerte Ziele erreicht und wird noch weiter gelangen. Sie allein beſitzt eine Geſchichte, während die Tierwelt inſtinktmäßig immer das Gleiche tut und erlebt. „Die Entwicklung des Menſchen nach einer oder mehreren oder allen Richtungen hängt lediglich von der Einwirkung auf ſeine Kräfte ab. Da

er faſt nie mit der Sicherheit und Blindheit des Inſtinktes wirkt, ſo iſt er ohne Einwirkung faſt nichts." Der Menſch bedarf daher auch eines eigenen Unterrichts.

Zunächſt iſt freilich das Leben an ſich die erſte und beſte Schule, denn jede Veranlaſſung, wodurch der Menſch etwas lernt, bedeutet nach Stifter eine Schule. In widrigen Verhältniſſen, durch die Anſpannung aller Seelenkräfte ſind nicht nur Individuen, ſondern ganze Völker emporgekommen. Dort, wo die Natur alles mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit ſpendet, werden ſie dagegen träg und unerfinderiſch. Allein das Leben darf nicht die einzige Schule ſein. Der Menſch braucht die Kenntnis der Vergangenheit, er muß leſen und ſchreiben können. Das jedoch kann er nicht von ſelbſt, ſondern nur von anderen erlernen. In der Familie ſieht Stifter die älteſte Schule dieſer Art. In keiner anderen iſt der Menſch ſo lange, in keiner anderen geht die Lehre ſo lieblich und leicht in ſeine Seele. Aber auch die Familie iſt in ihren erziehlichen Einflüſſen, wenigſtens heutzutage, ſehr beſchränkt. Die Geſchäfte der Eltern laſſen ihnen keine Zeit, ſich vor allem ihren Kindern zu widmen. Und ſo fordert Stifter die Fürſorge von der Geſamtheit. Die Landſchule hält er wegen des elementaren Unterrichts, der in ihr erteilt wird, für die wichtigſte Anſtalt. In ihr muß alles, was jedem Menſchen, und gehöre er dem unterſten Stande an, zum menſchlichen Leben unentbehrlich iſt, gelehrt werden, und zwar nicht bloß gelehrt, ſondern es muß ſo in den Menſchen geprägt werden, daß es ſie nie mehr verläßt. Mit ein-

dringlichen Worten verkündet Stifter Wert und Bedeutung der Landschule als des größten Bollwerks gegen die Barbarei der Massen. „Einer der wichtigsten Männer im Staate ist der Landschullehrer, und die höchste Schule im Staate ist die Landschule.“ Kein schöneres Ehrenzeugnis ist der Elementarschule jemals von einem deutschen Dichter ausgestellt worden. Zürnend, mahnend, hilferufend wendet sich Stifter neuerdings an den Staat. Kein Stand sei schwieriger als der des Lehrers. Darum sollte die gesamte menschliche Gesellschaft mit Eifer dafür sorgen, daß solche Männer erstehen, daß sie sich mit Liebe zu dem Fache wenden und daß sie mit Ehren und Auskommen dabei bestehen können. Denn nicht nur einen Reichtum von Kenntnissen, sondern auch die unersetzbare Grundlage für einen rechtschaffenen Charakter gewinne jeder in der Elementarschule. Ihr nächst höherer Grad, die Bürgerschule, sei besser gesagt eine Gewerbeschule, die dem künftigen Geschäftsmann eine höhere Bildung verleihe. Die Wissenschaftsschule sei die höchste und letzte, aber nicht die wichtigste. Die hohe Wissenschaft nach ihrem höchsten Fluge zu leiten, sei nicht so notwendig, wie die allgemeine Volksbildung zu verbreiten und zu heben.

Ein Zweig der Wissenschaftsschule ist nach Stifter die Kunstschule. In ihr soll vor allem der künftige Maler, Bildhauer und Musiker seine Ausbildung erlangen. Das Volk weiß echte Kunst zu schätzen, nur muß sie ihm wirklich geboten werden. „Ein einziger Dichter oder Künstler, der mit göttlicher Kraft und Weihe auf seine Zeit zu wirken verstand, hob die

Menſchheit durch ſeine Gebilde oft plötzlich um mehrere Stufen höher, wie es Unterricht, Ermahnung und Geſetze nicht gekonnt hätten."

In ſeinem „Schlußwort über die Schule" glaubt Stifter nachgewieſen zu haben, daß alles Übel, das in den Revolutionsjahren die Welt heimgeſucht habe, nur allein von den ſchlechten Erziehungsverhältniſſen gekommen ſei. „Was je Gutes oder Böſes über die Menſchen gekommen iſt, haben die Menſchen gemacht. Gott hat ihnen den freien Willen und die Vernunft gegeben und hat ihr Schickſal in ihre Hand gelegt. Dies iſt unſer Rang, dies iſt unſere Größe. Daher müſſen wir Vernunft und freien Willen, die uns nur als Keime gegeben werden, ausbilden." Nicht immer die Schuld auf andere zu wälzen, ſondern vielmehr in ſich ſelbſt Einkehr zu halten, iſt geboten. Die einzelnen bilden die Geſamtheit, und von den einzelnen muß eine Wiederbelebung des Volksganzen erfolgen.

Alles überſchaut Stifter ſorgſamen Auges. Die Bildung des Lehrkörpers liegt ihm ebenſo am Herzen, wie die Bildung der Schüler. Er macht die geeignetſten Vorſchläge, den Lehrerſtand auch geiſtig auf eine höhere Stufe zu bringen. Er wendet ſich gegen die beſtehende Prüfungsordnung mit dem ſchriftlichen Konkurs und dem mündlichen Probevortrag, verurteilt das Auswendiglernen als ſolches und läßt nur die innere Beherrſchung eines Stoffes gelten. Ihm iſt die Pädagogik des Vortrags nichts rein Erlernbares. Im Gegenteil: „Die Gabe, ſein Inneres, ſein Gemüt, ſein Weſen ſelbſt im wiſſenſchaftlichen Vortrag äußerlich zu geſtalten, daß es in ihnen wirkt und ſie

ſelber Edleres und Trefflicheres hervorbringen, iſt eine Kunſt und kommt wie jede Kunſt von Gott.“ Der Lehrer muß eben nicht bloß unterrichten, ſondern auch erziehen, veredeln können. Die höchſte Liebe zum Amte muß ihn leiten. „Wenn die Schüler nichts ſind, iſt meiſt der Lehrer ſchuld, und ſollte der Zufall lauter Verwilderte, Verwahrloſte zuſammengeführt haben, ſo iſt gerade dadurch ein Anſporn zu größerer Sorgfalt in Bildung des Lehrkörpers wenigſtens für die Zukunft gegeben.“

Die meiſten Errungenſchaften der modernen Pädagogik hat ſchon Stifter, ſeiner Zeit vorauseilend, der Zukunft als notwendiges Ziel vor Augen gehalten. Er fordert die Errichtung von Übungsſchulen neben den üblichen Lehrkurſen, die Einführung des Probekandidaten und an den Hochſchulen die des Privatdozenten. Alles dies möge geſetzlich geregelt werden, damit nichts der Willkür preisgegeben ſei.

Stifters Aufſätze fanden Beachtung bei den bedeutendſten Perſönlichkeiten Wiens. 1850 ernannte ihn der Unterrichtsminiſter Leo Thun zum Inſpektor der Volksſchulen Oberöſterreichs, nachdem er eine Schulratsſtelle für die Gymnaſien in Wien und Niederöſterreich abgelehnt hatte. Was Stifter innerhalb der wenigen Jahre ſeiner Amtstätigkeit für die ihm anvertrauten Schulen des geſamten Landes geleiſtet hat, berechtigt die Nachwelt, ihn in die erſte Reihe der öſterreichiſchen Pädagogen zu ſtellen. Aus ſeinen muſtergültigen, der Regierung erſtatteten Berichten geht hervor, daß er ſeine theoretiſchen Vorſchläge ſtets zu verbeſſern und zu erweitern

bemüht war. Nach ſeiner eigenen Methode unterſuchte er den Lehrbetrieb der Schulen auf dem Lande und in der Stadt. Alle Bedingungen zur Löſung der Schulfrage ſeiner Zeit ſuchte er zu erforſchen. Die klimatiſchen und wirtſchaftlichen Verhältniſſe beobachtete er ebenſo genau wie die ſittlich-religiöſen. Vielen ſeiner Anregungen ſollte freilich erſt in ſpäterer Zeit entſprochen werden. Aber daß *er* ſie gefaßt hat, muß ihm für alle Zeit die Herzen der Lehrerwelt gewinnen. Er war es, der auf die Unerträglichkeit des Mesnerdienſtes mit dem Beruf eines Schulmannes hinwies, eine genaue Regelung der Schulgelder forderte, eine geregelte Beſoldung der Lehrer womöglich aus Landesmitteln vorſchlug, das Turnen als zweckmäßig empfahl und ſchließlich vierklaſſige Lehrerbildungsanſtalten als unbedingt notwendig hinſtellte. Auch ſollte der Lehrer ſeine Schüler nicht nur *ein* Jahr behalten dürfen, ſondern mit dieſen ſelbſt aufſteigen. Die Anfänger im Schuldienſt ſollten nicht die unterſten Klaſſen unterrichten, denn gerade in dieſen grundlegenden Altersſtufen ſei der Unterricht am ſchwierigſten und wichtigſten.

1851 übernahm Stifter die Oberaufſicht über die neugeſchaffene Realſchule in Linz, eine der erſten in Öſterreich überhaupt. Mit großer Aufopferung widmete er ſich auch dieſer Aufgabe. Gemeinſam mit Johannes Aprent verfaßte er ein Leſebuch, dem jedoch die Genehmigung verſagt wurde. Das ſchmerzte ihn bitter. Aber noch mehr verletzten ihn die ſteten Kränkungen, die ihm infolge ſeines Dienſtes ſelbſt zuteil wurden. Und ſo begreifen wir die bitteren Klagen,

die Stifter allmählich nicht mehr zurückhalten konnte. Seine besten Ratschläge nahm man vielfach gleichgültig auf, ihre Saat sollte erst in späteren Jahrzehnten aufgehen. „Hätte ich nur Zeit und hätte das Amt nicht! Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnte Labsal.“ Diesem Wunsch folgte zwar bald genug die Erfüllung, aber anders als er sie erwartet hatte. Sein schweres Leiden zwang ihm eine unfreiwillige Muße auf. Aber der heißgeliebten Schule blieb er in Wort und Tat ein Vorbild, ein Führer, ein Pfadfinder bis über den Tod hinaus.

„Oft ſagt es mir mein Inneres, ich hätte nicht umſonſt gelebt.“

Stifter.

Als Stifter ſtarb, hatte ſich der öffentliche Geſchmack des literariſchen Deutſchlands zu ſeinen Ungunſten verändert. Der einſt gefeierte Dichter, der von Eichendorff über alle anderen Mitlebenden geſtellt worden war, beſaß am Ende ſeines Lebens nur wenig Getreue mehr. Immer ſichtbarer erſtrahlte Hebbels aufſteigendes Geſtirn und ſetzte den ſtillen Ruhm ſeines bedeutendſten Antipoden in Schatten. Aber ein junges Geſchlecht, das damals oder gar erſt in der Folgezeit literariſch hervortrat, trug Stifter im innerſten Herzen. Raabe als Novelliſt, Storm und die Freifrau von Ebner-Eſchenbach ſchloſſen ſich ihm an. Adolf Pichler, der ſchon zu Stifters Lebzeiten ihm angehangen war, fand noch als Greis in ſeinen „Tagebüchern“ die treuen Worte: „Seine Werke gehören zu den ſchönſten Erinnerungen meiner Jugend, ich komme aber auch im Alter gern darauf zurück. Wenn er auch von Jean Paul ausging, überragt er ihn doch als Künſtler.“ Ebenſo bekannte Roſegger, der die erſten gekürzten Neuauflagen des „Nachſommers“ herausgab: „Ich

nahm die Werke dieſes Poeten in mein Blut auf und ſah die Natur im Stifterſchen Geiſte."

Dennoch verhielt ſich das deutſche Volk der ſiebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Stifter gegenüber kühl, ja noch mehr, es verleugnete die Bedeutung, die Nachwirkung, den Namen des Dichters. Freilich eine geheime Gemeinde unverändert dankbarer Verehrer beſaß er ſtets. Er hatte für die Ewigkeit geſchrieben, er konnte ihre Anerkennung ruhig erwarten. Und ſie kam: früher als alle, ahnen mochten, ſtärker und hinreißender als für die meiſten ſeiner literariſchen Zeitgenoſſen. An der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert begann ſein Siegeszug durch Deutſchland und darüber hinaus. Überall im Süden und im Norden, diesſeits und jenſeits des Ozeans, ja ſelbſt in fremden Zungen wird ſein Ruhm verbreitet und gefeiert. Zu den Ärmſten der Armen ſpricht er heute ebenſogut wie zu jenen, die auf den Höhen des Lebens wandeln. Die unzähligen Exemplare der vielen Volksausgaben, die, als das alleinige Verlagsrecht des Hauſes C. F. Amelang in Leipzig, des Nachfolgers von Heckenaſt, erloſch, unter die Maſſen gelangten, bedeuten auch in dieſer Hinſicht einen nationalen Gewinn.

Bald nach dem Tode des Dichters hatte man an ſeinem Wohn- und Sterbehauſe in Linz eine Gedenktafel angebracht. 1877 ließen ſeine Verehrer auf dem Blöckenſtein im Böhmerwald das erſte Denkmal erſtehen, „Adalbert Stifter, dem Dichter des ‚Hochwalds', gewidmet." 1902 wurde ihm ein zweites in Linz errichtet. Anläßlich der Jahrhundertfeier ſeiner Geburt

wird ihm das gesamte deutsche Volk, soweit es hierzu aufgerufen wurde, in seinem Geburtsort Oberplan ein Standbild setzen. Und auch im Herzen Österreichs, das Stifter nächst seinem großen deutschen Vaterlande stets über alles geliebt hatte, in der alten Kaiserstadt an der Donau, wird sich bald ein Denkmal erheben: eine Huldigung Wiens für seinen einstigen Mitbürger.

Indes blieb auch die Wissenschaft nicht müssig. Allen voran war die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" eifrig bemüht, Stifter zu seinem literarhistorischen Rechte zu verhelfen. Sie sammelte seine Handschriften im Prager „Stifter-Archiv", sie ordnete seine Werke zu einer kritischen Gesamtausgabe und förderte so die Erkenntnis seines Wesens mit unermüdlichem Eifer, mit mustergültiger Sorgfalt, mit pietätvoller Treue.

Aber noch mehr als dies alles will die hingebungsvolle Liebe besagen, mit der sich nunmehr Deutschlands Dichter, alte und junge, geistig um ihren Vorfahr scharen. Wie Stifter zu Lebzeiten keiner Partei angehört hatte, so blieb ihm auch für immerdar das schöne Los bewahrt, Gemeingut aller zu sein. Die verschiedensten literarischen Richtungen wissen sich eins in der begeisterten Anerkennung seiner Eigenart. Ein Meister des deutschen Liedes, der Stifters Naturbeseelung auf ihr eigenstes, ursprünglichstes Gebiet, die Lyrik, übertragen hat, Martin Greif, feiert den wesensverwandten Dichter:

Er ſah die Welt mit höhern Blicken,
Als uns die Kraft dazu verliehn,
Und malte ſie, uns zu erquicken,
Wie ſie entſchleiert ihm erſchien.

Verklärt ſtrahlt uns ihr Bild entgegen,
Denn Liebe macht das Kleine groß,
Wie dem, der fühlt ein himmliſch Regen,
Die Sterne ſich entſchleiern bloß.

Prinz Emil von Schönaich-Carolath verehrt Stifters Muſe in glühenden Verſen.

Einer unſerer beſten neueren Erzähler, Ferdinand von Saar, widmet ihm eine dankbare Elegie. In rührenden Worten gedenkt er der goldenen Jugendzeit, da er, faſt noch ein Knabe, für das „Heidedorf“ und den „Hochwald“ ſchwärmte, da ihn Andacht durchſchauerte, wenn er die „Studien“ las.

Detlev von Liliencron wieder weiß von dem tiefen Eindruck zu erzählen, den Stifter vor Jahren auf Schleswig-Holſtein ausgeübt hat. Und er entſinnt ſich, mit welcher Begeiſterung er ſich ſchon als Knabe in ihm verſenkte. Die „Narrenburg“ vor allem bleibe ihm unvergeſſen für alle Zeit.

So ließen ſich noch viele Urteile deutſcher Dichter anführen, die alle im Grunde nur das eine beweiſen, daß Stifter in der Gegenwart fortlebt und fortwirkt als ein echter, ewig junger, unſterblicher Genius. Raabe ſagt: „Aus der Tiefe ſteigen die Befreier der Menſchheit, und wie die Quellen aus der Tiefe kommen, das Land fruchtbar zu machen, ſo wird der Acker der Menſchheit ewig aus der Tiefe erfriſcht.“ Einem verſchollenen Winkel deutſcher Erde, niedrigen, kärg-

lichen Verhältniſſen war Stifter entſproſſen. Sein ſchmerzliches Streben nach dem Ideal eroberte ihm immergrüne Kränze des Ruhmes. Aus dem Volkstum ſchöpfte er ſeine beſte Kraft. Stifters unbefangenes, urſprüngliches Gemüt ſchwelgte in ihm. Nicht durch verſtandesmäßige Kunſt, einzig durch die Sprache des Herzens beherrſcht er das Seelenleben ſeines Volkes. Das weite Deutſchland nennt Stifter freudigen Stolzes ſeinen Liebling, die Deutſchen in Böhmen aber verehren in ihm ihren größten Dichter.

Inhalt.

Seite

Stifters Erdenwallen 5
Charakter 17
Weltanſchauung 30
Der Dichter 38
Der Künſtler 59
Der Schulmann 67
Nachwirkung auf die Gegenwart 75

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

SEP 26 1966 4 1

RECEIVED
SEP 17 '66 -9 AM
LOAN DEPT.

LD 21A–60m-10,'65
(F7763s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YC154712